

Erscheint täglich außer Sonntagen.
Eugleich Abendausgabe des „Vorwärts“. Bezugspreis
beide Ausgaben 80 Pf. pro Woche, 3,60 M. pro Monat.
Redaktion und Expedition: Berlin SW 68, Lindenstr. 3

Spätausgabe des „Vorwärts“

Kupferpreis: Die einseitige Nonpareilzeile
80 Pf., Reklamzeile 6 M. Ermäßigungen nach Tarif.
Verlagskontor: Vorwärts-Verlag G. m. b. H.,
Berlin Nr. 37 536. Fernsprecher: Dönhofs 292 bis 297

Millionenraub an Briefmarken.

Für 830000 M. Wertzeichen im Postamt W. 8 gestohlen.

Ein in der Berliner Kriminalgeschichte seltener Fall, der Einbruch in den Wertzeichenaufbewahrungsraum eines Postamtes, beschlagnahmt die Berliner Kriminalpolizei. Es wurden für nicht weniger als 830 000 M. Wertzeichen gestohlen.

Im Postamt W 8 in der Französischen Straße 9/12 liegt zwischen Friedrich- und Mauerstraße im zweiten Stock des linken Flügels ein großer Raum, dessen Fenster nach der Französischen Straße hinausgeht. In diesem Räume werden die von der Druckerei gelieferten Postwertzeichen aufbewahrt. Von hier aus werden sie an Einzelämter eines größeren Bezirkes verteilt und von Beauftragten dieser Ämter abgeholt. Der Raum, an den sich lediglich Bureaus ohne großen Verkehr anschließen, hat zwar starke Wände, aber keine Pängierung. Die Diebstahler sind wahrscheinlich durch den Umstand angelockt worden, daß gegenwärtig Maurer in dem Hause Treppen und Wände ausbessern. Das mußte die Unternehmen begünstigen. Der diensttuende Ausgabebeamte ging gestern nachmittags wie gewöhnlich um 3 Uhr 30 zum Mittagessen weg. Um 3 Uhr 40 Minuten nach der Wächter die Uhr und fand alles in Ordnung. Als er 8 Minuten nach 4 Uhr wiederkam, konnte er die drei Schließer wie immer ohne jede Behinderung öffnen. In dem Verwahrungsraum aber sah er sofort eine große Unordnung.

Mehrere Schränke waren erbrochen, Briefmarken lagen auf dem Fußboden umher, der Geldschrank stand auf.

Der Wächter schlug Alarm und benachrichtigte den Direktor des Amtes, der sofort erschien und die Polizei in Kenntnis setzte. Einige der Schränke waren mit den Schlüsseln, die in den Schlössern stecken geblieben waren, einfach aufgeschlossen. Andere, verschlossen geblieben, waren mit einem kleinen 1½ bis 2 Zentimeter breiten Stemmmeißel gewaltsam aufgedrungen worden. In einem der Schränke hatten die Diebstahler den Schlüssel zum Geldschrank gefunden. In dem Schranke hatten sie jedoch nicht einen Pfennig gefunden. Ihre Beute beschränkt sich deshalb lediglich auf Wertzeichen. Insgesamt sind den Tätern für 830 760 M. Wertzeichen in die Hände gefallen. Es handelt sich um Briefmarken in Höhe von 45 260 M., Invalidenversicherungsmarken in Höhe von 277 000 M., Unfallversicherungsmarken in Höhe von 473 000 M. und Einkommensteuermarken in Höhe von 36 500 M. Das ergab sich aus einer Bestandsaufnahme, die bis 11½ Uhr abends dauerte. Aus der großen Menge der Postwertzeichen ist zu schließen, daß die Diebstahler mindestens zwei Säcke voll weggeschleppt haben müssen in einem Gewicht von je 1 bis 1½ Zentner. Für Geldschrankdiebstahl sind das keine schweren Verbrechen.

Auf die Ermittlung und Ergreifung der Täter sind von der Oberpostdirektion 3000 M. und für die Wiederherbeischaffung des gestohlenen Gutes 10 Proz. des Wertes ausgesetzt worden. Wertzeichendiebstahl ist bei der Post immerhin selten. Eine Zeitlang wurden Bänder gestohlen, die von unlauneren Zigaretten- und Zigarettenfabrikanten gern abgenommen wurden. Briefmarken dagegen sind namentlich in größeren Mengen schwer abzugeben. Die Diebstahler wissen genau, daß jeder, der auf einen Postamt Marken in größeren Mengen verkaufen will, angehalten wird. Die Diebstahler müssen sich also namentlich bei einer so großen Masse wie in diesem Falle ohne Zweifel an Geschäftsteile wenden, um ihre Beute zu Geld machen zu können. Alle Geschäftsinhaber, denen Marken angeboten werden, wenn auch in kleinen Beträgen, werden dringend gebeten, unter Hinweis auf die hohe Belohnung, sich sofort an Kriminalkommissar Jopie, Dienststelle B 6 im Zimmer 89 des Polizeipräsidiums, zu wenden.

Die Wertzeichen werden zu 10 000 und 20 000 Stück gebündelt und diese Bündel werden zu noch größeren Paketen zusammengefaßt. Die Hülle wird mit einem wasserfesten Leim verbunden, der gleich zerfällt, wenn jemand die Pakete öffnen sollte, um kleinere Mengen herauszunehmen. Der gestrige Einbruch ist sicher von gewerksmäßigen Diebstahlern von langer Hand vorbereitet worden. Sie müssen genau ausgeforscht haben, wann der Ausgabebeamte nicht in dem Vorratssaal war und zu welchen Zeiten der Wächter die Kontrolluhr hoch. Das Postamt W 8 ist eines der größten Ämter Berlins mit einem starken Verkehr, in dem unbesugte Besucher sich wohl bewegen konnten, ohne aufzufallen. Es ist auch nicht ausgeschlossen, daß sich die Diebstahler eine Postuniform angelegt hatten, um noch sicherer zu gehen.

Baldwin eröffnet den Wahlkampf. Kampffront gegen die Verstaatlichung.

Newcastle-on-Tyne, 25. Januar.

Premierminister Baldwin eröffnete in einer Versammlung von ungefähr 3000 Personen den Wahlkampf mit einer Rede, in der er vor allem auf Wirtschaftfragen einging. Die Schwierigkeiten, mit denen die britische Industrie zu kämpfen hat, sind darauf zurückzuführen, daß seit dem Kriege sich die Zahl der mit uns konkurrierenden Länder vermehrt hat. Die Möglichkeit eines Erfolges liegt für uns nur darin, daß wir die Qualität unserer Erzeugnisse hoch halten und es mit der Konkurrenz aufnehmen. Die Wähler müssen sich für eine Regierung aussprechen, die besser in der Lage ist, zu helfen. Wir glauben, daß eine Regierung helfen kann, indem sie innerhalb der praktisch möglichen Grenzen die Reichsvorzugszölle ausbaut und unsere Industrien schützt. Eine konservative Regierung würde Nahrungsmittel nicht besteuern. Was die Frage der Nationalisierung angeht, wies er auf die Verluste der dem Staat gehörenden Schifffahrtslinien in Australien, Kanada und den Vereinigten Staaten hin. Was die Bergwerke anbelange, so seien in der Zeit von 1917 bis 1921, während der die Bergwerke von der britischen Regierung kontrolliert wurden, 40 Millionen Pfund Sterling vom Schatzkanzler für sie gezahlt worden. Deutschland, ein hochindustrielles Land, habe einen Versuch mit der Nationalisierung gemacht, diesen jedoch aufgegeben. Selbst in Russland, wo, wie man denken sollte, alle Vorbedingungen für einen solchen Versuch günstig seien, seien die Verluste außerordentlich groß gewesen. Die Industrie gehe dort in jeder Weise zurück und ein Teil der reichsten Bergwerke Russlands sei einem ausländischen Syndikat überlassen worden. Nationalisierung führe nur zu Verlusten und Mißerfolgen in jeder Hinsicht.

Amerika droht mit neuen Kreuzern. Die fünfzehn 10 000-Tonnen-Kreuzer im amerikanischen Senat.

New York, 25. Januar.

Western begann im Senat der Vereinigten Staaten die Debatte über die von der Regierung eingebrachte Vorlage des Baues von 15 Kreuzern zu 10 000 Tonnen. Der Vorsitzende des Auswärtigen Ausschusses, Borah, erklärte, daß Amerika und England am Vorabend eines Wettrennens zur See ständen, das dem Wettrennen zwischen England und Deutschland von 1905 bis 1914 nicht unähnlich sei. Falls das Recht der freien Schifffahrt für die neutralen Mächte während eines Krieges nicht gesichert werde, müsse Amerika eine Flotte bauen, groß genug, um den amerikanischen Handel „unter allen Umständen“ — soll heißen, auch gegen England — zu schützen. Borah beantragte schließlich, daß die Kreuzervorlage zwar vom Senat angenommen, aber die Baufrist für sie auf drei Jahren begrenzt werde, daß der Kreuzerbau innerhalb drei Jahren begonnen werden würde. Wenn die Regierung freie Hand darüber behielte, wann sie den Bau der Kreuzer beginnen wolle, so habe sie damit in zukünftigen Marineabrüstungsverhandlungen ein Druckmittel und könne für den Ausgleich der Seerüstungen eintreten, ohne große Summen für den Bau neuer Kriegsschiffe aufzuwenden.

Ghandi gegen Europäerkleidung.

London, 25. Januar.

Nach Meldungen aus Bombay hat Ghandi in Uebereinstimmung mit den Beschlüssen des Kongresses von Kalkutta einen Plan für den Boykott ausländischer Kleidung ausgearbeitet. Der Plan sieht vor, daß Freiwillige in allen Städten und Dörfern Indiens von Tür zu Tür gehen, um alle ausländische Kleidung einzusammeln und zu verbrennen. Vor allen Geschäften, in denen ausländische Kleidung verkauft wird, sollen Posten aufgestellt werden. Der Regierung wird die Forderung auf Verbot der Einfuhr ausländischer Kleidung unterbreitet werden.

Die Bluttat des Achzehnjährigen 40000 Weber ausgesperrt

Berichte 2. Seite



Fischzug auf dem Eise.

Unser Bild zeigt die Massenbeteiligung bei dem Fischzug auf dem Eis des Müggelsees. Das Netz wird mit vereinten Kräften ans Licht gezogen. Aber trotzdem manch „alter Knabe“ unter den gefangenen Fischen war, entsprach das Gesamtergebnis nicht der Erwartung.

Wahlschutz im Strafgesetz.

Beschlüsse des Rechtsausschusses.

Der Strafrechtsausschuss des Reichstags beschloß heute auf Grund von Beratungen des Unterausschusses gegen den Zwang bei Wahlen folgende Bestimmung:

„Wer mit Gewalt oder durch gefährliche Drohung oder durch Drohung mit einem erheblichen wirtschaftlichen Nachteil jemand nötigt und hindert, überhaupt oder in einem bestimmten Sinne zu wählen oder zu stimmen, wird mit Gefängnis bestraft. Der Versuch ist strafbar. Ferner wird mit Gefängnis bestraft derjenige, der durch Täuschung bewirkt, daß jemand bei der Stimmenabgabe über ihren Inhalt im Irrtum wäre oder eine ungünstige Stimme abgibt oder die Stimmenabgabe unterläßt. Der Versuch ist strafbar.“

Schließlich wurde derjenige für strafbar erklärt, der einen anderen in Verzug erklärt, weil er nicht oder in einem bestimmten Sinne gewählt oder gestimmt hat, sowie derjenige, der dadurch die Gefahr eines erheblichen wirtschaftlichen Nachteils herbeiführt.

Zudem beschäftigte sich der Ausschuss mit einem Beschluß des Unterausschusses über eine Strafbestimmung wegen Verletzung des Steuergeheimnisses. Die unbefugte Offenbarung von Steuergeheimnissen wird mit Gefängnis bedroht.

Herr Dr. Rosenfeld hob hervor, daß die sozialdemokratische Fraktion prinzipiell für die Offenlegung der Steuerlisten sei, eine entsprechende Bestimmung gehöre aber nicht ins Strafgesetz, sondern ins Steuerrecht. Solange es den Sozialdemokraten noch nicht gelungen sei, die Offenlegung der Steuerlisten durchzusetzen, solange die Steuergeheimnisse das Steuergeheimnis schützen, müsse es geschützt werden und nur solange sei die sozialdemokratische Fraktion bereit, die vorgeschlagene Strafbestimmung bestehen zu lassen.

Kardorff vor dem Arbeitsgericht.

Der Bublikopf des Hausmädchens.

Das Arbeitsgericht hatte das persönliche Erscheinen des Reichstagspräsidenten v. Kardorff angeordnet, damit er sich — nachdem ein früherer Termin ergebnislos gelaufen war — zu der Klage seines früheren Hausmädchens äußern könne.

Herr v. Kardorff kam aber nicht, sondern schrieb dem Arbeitsgericht, er wisse von der Sache gar nichts, nur seine Frau habe mit dem Hauspersonal zu tun, die sei aber in Ägypten und könne also auch nicht kommen. Als Vertreterin hatte Herr v. Kardorff seine Witwenschwester geschickt, es aber unterlassen, ihr eine schriftliche Vollmacht zu erteilen.

Eigentlich hätte nun gar nicht verhandelt werden können. Aber am Arbeitsgericht nimmt man es mit den Formalitäten nicht so genau, wenn es gelingt, eine Einigung der Parteien zu bringen. Zu diesem Zweck wurde nun der Tatbestand erörtert und das war der:

Es war in Goslar a. S., in der dortigen Villa des Herrn v. Kardorff. Die Klägerin hatte das dringende Verlangen, sich ihren Bublikopf schneiden zu lassen. Sie hatte deshalb von der Witwenschwester Erlaubnis zum Ausgang erhalten. Als sie aber, zum Ausgang gerüstet, die Haustür öffnete, widerrief die Witwenschwester auf Anordnung der Frau v. Kardorff (bekannt als frühere Reichstagsabgeordnete v. Dheim) die Ausgangserlaubnis. Die Klägerin aber sagte, sie habe sich seit vier Wochen die Haare nicht schneiden lassen, sie sehe schon ganz wüst aus, so könne sie in einem hochherzigen Hause nicht herumlaufen, es sei jetzt kurz vor 7 Uhr, um 7 Uhr werde der Friseurladen geschlossen, sie müsse jetzt gehen. Und sie ging.

Als sie zurückkehrte, wurde sie durch Frau v. Kardorff entlassen. Das Mädchen mußte sofort das Haus verlassen. Für die nächste Nacht bezahlte ihr Frau v. Kardorff das Logis in einem Hotel, dann mußte das Mädchen selbst für sich sorgen.

Dieser Vorgang hat sich im September v. J. abgespielt. Das Mädchen klagte im Oktober wegen fruchtloser Entlassung, irrtümlich gegen Frau v. Kardorff, während rechtlich der Ehemann als Arbeitgeber der Hausangestellten gilt. Damals erschien als Vertreterin der Beklagten die Sekretärin des Herrn v. Kardorff. Sie ging einen in 14 Tagen widerrechtlichen Vergleich ein, wonach die Klägerin ihre Forderung — 62 Mark — erhalten sollte. Der Vergleich wurde nicht widerrufen, aber die Klägerin erhielt auch kein Geld. Vollstreckt konnte der Vergleich nicht werden, denn er war wohl mündlich, aber nicht rechtlich bindend für Herrn und Frau v. Kardorff, denn die Klage war ja an eine falsche Adresse gerichtet.

Wlo reichte das Mädchen eine neue Klage, diesmal gegen Herrn v. Kardorff ein. Seine Vertreterin schloß, mit dem Versprechen, Vollmacht nachzuweisen, einen Vergleich ab, wonach die Klägerin die geforderten 62 Mark und ihre noch im Hause des Herrn v. Kardorff befindlichen Sachen erhalten soll.

Wie lange will denn der Vizepräsident des Reichstags sich noch verklagen lassen, bis er dem armen Hausmädchen sein Recht gewährt?

Zoll- und Wechselbetrüger.

Der Inhaber der Zigarrenfabrik Landau gestrichelt.

Durch den Fahndungsdienst des Zollamts Neukölln wird zurzeit eine in ihrem ganzen Umlange noch nicht übersehbare Steuerhinterziehung aufgedeckt.

Seit einigen Wochen hatte die Zollbehörde den Verdacht, daß die Zigarrenfabrik Landau in Neukölln, Hermannstr. 20, die von ihr ge- und verkauften Waren weder verzollt noch versteuert. Als der Fahndungsdienst gestern vormittag überraschend zugriff und in den Geschäftsräumen des Herrn Landau eine Hausdurchsuchung vornahm, wurde dieser Verdacht bestätigt. Im Verein mit einer anderen Firma hatte Landau durch seine Betrügereien und Unterschlagungen erhebliche Geldmittel beiseite geschafft. In welcher Höhe Unterschlagungen begangen worden sind, konnte bisher nicht festgestellt werden. Die Bücher, die sofort beschlagnahmt wurden, sind recht unübersichtlich geführt. In den gestrigen Abendstunden hat Landau der Zollbehörde die Mittelung gemacht, „daß seine Rechnen so kaputt wären, daß er erste einige Tage zu seinen Rechnen müsse“. In Wirklichkeit ist er gestern abend gestrichelt, wahrscheinlich nach Polen, nachdem er vorher seine Bank- und Postkonten abgehoben hatte. Landau hatte sich vorfristig einen Post mit einem polnischen Visum besorgt. Die Zollbehörde beschlagnahmte heute vormittag das gefasste Lager und ist zurzeit dabei, die Waren nach dem Zollamt Neukölln zu transportieren. Auch die erste Sichtung der Geschäftsbücher und der Korrespondenz hat noch nicht ergeben, wieviel Herr Landau unterschlagen hat. So viel steht aber jetzt schon fest, daß außer der Unterschlagung von Tabaksteuern auch noch weitere Steuerhinterziehungen begangen wurden. Ferner sollen in erheblichem Umlange Wechsel-

40000 Weber ausgesperrt.

Die sächsisch-thüringischen Webereien stillgelegt.

Greiz, 25. Januar.

Der Verband sächsisch-thüringischer Webereien teilt mit, daß es infolge des weiteren Fortganges des Streiks bei dem Beschluß bleibt, zum Schutze der bestreikten Mitglieder des Verbandes am 25. Januar sämtliche Betriebe zu schließen.

Greiz, 25. Januar.

Der Verband sächsisch-thüringischer Webereien teilt u. a. mit, daß die Erwartung der Gewerkschaften, es werde sofort ein Schlichtungsverfahren eingeleitet werden und die Meinungsverschiedenheiten würden bald beigelegt sein, vollkommen verfehlt sei, denn bisher hätten sich die Behörden um diese Streikbewegung noch nicht gekümmert.

Einigung in der hannoverschen Metallindustrie

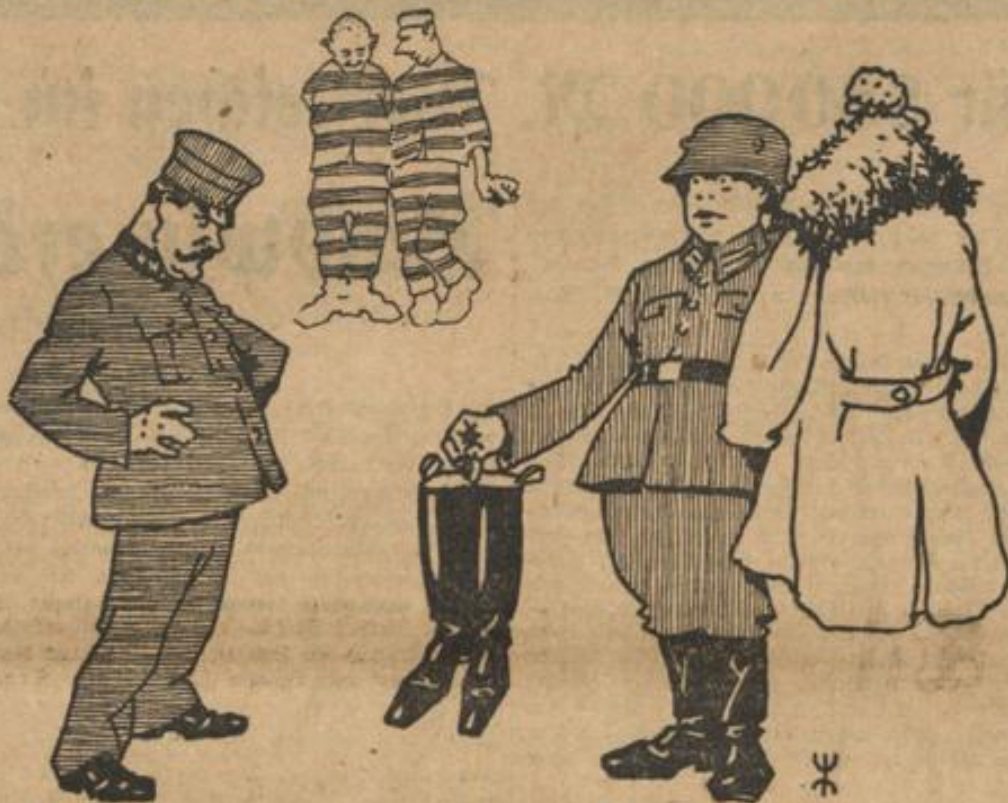
Hannover, 24. Januar. (Eigenbericht.)

In der hannoverschen Metallindustrie ist es nach langwierigen Verhandlungen zu einer Einigung gekommen. Die Metallindustriellen hatten den Mantel- und Lohnvertrag getündigt, um die Urlaubbestimmungen zu ändern und die durch den vorjährigen Schiedsspruch in den Vertrag aufgenommene Klausel über den Garantelohn für Arbeiter wieder aus-

dem Vertrag zu entfernen. Mit diesen Forderungen sind die Arbeiter nicht durchgedrungen. Der Mantelvertrag wurde unverändert verlängert. Dem Metallarbeiterverband gelang es dagegen durchzusetzen, daß die Tariflöhne für alle Alters- und Berufsgruppen um 3 Pf. pro Stunde erhöht werden. Für die Lohnstufe der Arbeiter ergab sich durch weitere Verhandlungen eine Erhöhung in vier Gruppen um 4 Pf. pro Stunde. In dem gleichen Ausmaß, wie die Tariflöhne erhöht werden, erhalten alle Zeitarbeiter eine Zulage in gleicher Höhe. Bisher gewährte tarifliche Zulagen bleiben unverändert bestehen.

Eine seit langen Jahren erhobene Forderung war die Herabsetzung der Altersgrenze in der höchsten Tarifstufe. Diese betrug bisher 24 Jahre. Es wurde eine neue Vereinbarung erzielt, diese Altersgrenze für alle Berufsgruppen auf 23 Jahre herabzusetzen. Für die Arbeiter in der Altersgruppe von 23 bis 24 Jahren ergibt sich dadurch eine weitere Erhöhung von 5 bis 8 Pf. pro Stunde. Eine Akkordhöhung findet insoweit statt, als sie sich durch die Verringerung der Lohnstufe ergibt und besonders schlechte Akkorde in den Betrieben aufbesserungsbedürftig sind. Bei den Verhandlungen wurde ebenfalls eine Aufbesserung der Vergütung für Lehrlinge erzielt, und zwar in den ersten Jahren um 2 Pf., im letzten Lehrjahre um 3 Pf. pro Stunde.

Zuchthaus Sonnenburg.



„Der Pelz und die Stiefel sind noch neu, Herr Inspektor, die kann Ihnen die Reichswehr nur gegen Lage verkaufen. — Na, geben Sie zwanzig Pfennig!“

betrügereien vorliegen. Ob durch die Beschlagnahme die unterschlagenen Steuergelder eingebracht werden können, ist noch fraglich, da auch das Bezirksamt Neukölln, in dessen Räumen Landau seine Fabrik betrieb, Ansprüche stellen wird.

Die Bluttat des Achtzehnjährigen.

Er „studierte“ das Verbrecherleben.

Die weitere Vernehmung des 18jährigen Manasse Friedländer, der gestern in der Wohnung seiner Eltern, Passauer Straße 4, seinen Bruder Waldemar und dessen Freund Tibor Földes erschoss, förderte nichts wesentlich Neues zutage.

Zwischen den beiden Brüdern bestand schon länger ein Zwist, von dem aber der Vater und die beiden anderen Geschwister nichts wußten. Manasse, der älteste, litt wohl an gesteigertem Ehrgefühl. Er kam in der Schule nicht soweit wie der jüngere Bruder, der das Gymnasium besuchte und fühlte sich auch an Körperkraft diesem unterlegen. Dazu bildete er sich ein, daß die Eltern den jüngeren Waldemar bevorzugten. Auf ein schlechtes Ehrgefühl läßt auch die Neugier schließen, die gleich bei seiner ersten Vernehmung fiel. Auf die Frage, wie er denn gleich habe schießen können, erwiderte er, er könne sich doch nicht stoßen lassen. Zwischen Manasse und Földes war nie etwas vorgekommen. Földes, der Laborant in einem photographischen Atelier in der Zimmerstraße war, hatte ihm dort einen Posten verschafft, als er stellunglos war. Wegen einer Differenz mit einem anderen Angestellten wurde Manasse Friedländer jedoch vor einigen Wochen wieder entlassen. Die Beschäftigung im Atelier, die ihm auch nicht zugesagt zu haben scheint — sie wird jetzt von zwei Lauffingern ausgeübt — brachte ihn auf den Gedanken, selbst zu photographieren. Zur Bekämpfung auf diesem Gebiete suchte er sich, wie er behauptet, das Verbrecherleben aus. Als ihm in der Münzstraße ein unbekannter Mann eine Drogenspitze anbot, kaufte er sie zu seiner Sicherheit beim Umgang mit Verbrechern in ihren Posten usw. In der Danziger Straße will er einmal eine Verbrecherzelle gestellt haben. Vorgestern gab der junge Mann in der Badestube einen Probeschuß ab. Seitdem trug er die Pistole geladen aber gesichert in der Tasche. Bei seiner Vernehmung war er auch heute, wie schon gestern, sehr ruhig. Von einem Kampfe, der ihn zur Raimwehre gezwungen hätte, kann aber nach dem Tatbestand und dem Befund keine Rede sein. Manasse erschoss seinen Bruder ohne weiteres, als es wegen des umgeworfenen Rosenländers zu einem Streit kam, in dem der jüngere dem älteren ein paar Stöße versetzte. Auf dem Korridor jagte er ihm von hinten eine Kugel in den Kopf. Als Földes auf den Schuß aus dem entfernteren gelegenen Speisezimmer auf den Korridor herauskam, stand Manasse bei der Leiche seines Bruders und schoß von hier aus — aus einer Entfernung von

etwa fünf Schritten — auf den Freund des Toten, so daß dieser in das Speisezimmer zurückfiel. Nach der Tat fuhr Manasse mit einer Autodroste nach der Worbürger Straße, wo sich früher das Revier befand und dann nach der Bayreuther Straße zur Wache des 127. Reviers, um sich selbst zu stellen. Am Laufe des Tages wird er dem Untersuchungsrichter vorgeführt werden.

Feuer in einer Schulaula.

In der Aula der 238. Gemeindeschule in der Pappelallee 41/42 entstand heute früh gegen 1/8 Uhr aus noch unbekannter Ursache Feuer. Durch die rechtzeitige Alarmierung der Feuerwehr, die mit zwei Jügen anrückte, konnte der Brand durch starkes Wassergeben auf seinen Herd beschränkt werden.

Zwei Wasserrohrbrüche.

In der vergangenen Nacht wurde in der Friesenstraße durch einen Wasserrohrbruch eine größere Ueberschwemmung hervorgerufen. Wahrscheinlich infolge des Frostes platzte vor dem Hause Friesenstr. 6 das 100 Millimeter starke Wasserdruckrohr; die ausströmenden Wassermengen überfluteten den Bürgersteig und drangen in die Keller der umliegenden Häuser ein. Die Wassermenge wurden von dem Vorfalle in Kenntnis gesetzt und entfalteten eine Arbeiterkolonne an die Unfallstelle, die durch Einschalten der Sicherheitschieber ein weiteres Ausströmen der Wassermassen verhinderten. Die gleichzeitig alarmierte Feuerwehr war mit dem Auspumpen der überfluteten Keller mehrere Stunden lang beschäftigt.

Der zweite Wasserrohrbruch ereignete sich unter dem Fahrbaum an der Ecke Lessing- und Rantstraße in Lichtenberg. Auch hier hatte die zu Hilfe gerufene Wehr und die Wassermenge längere Zeit mit der Behebung der Katastrophe zu tun.

Um das Gefrierfleischkontingent.

Reichsernährungsminister gegen Schlächterinnung.

Hamburg, 25. Januar.

In der Frage der Verteilung des zollfreien Gefrierfleischkontingents hatte der Obermeister der Hamburger Schlächterinnung Schumacher kürzlich einen offenen Brief an den Reichsernährungsminister für Ernährung und Landwirtschaft, Dietrich, und den Ministerialdirektor Neustamp gerichtet, der in der Fleischerverbandszeitung abgedruckt worden war. Wegen des Inhaltes dieses Briefes hat der Reichsernährungsminister wegen Beleidigung gegen Obermeister Schumacher gestellt. Auch gegen den verantwortlichen Redakteur der Fleischerverbandszeitung ist Strafverfahren gestellt worden.

Die Trozkistenverfolgungen.

Begründung durch Stalins Monitor.

Moskau, 25. Januar.

Die „Promba“, Zentralorgan der kommunistischen Partei, erläutert in einem Beitrag das neue strenge Vorgehen gegen die Linksoption, die jetzt immer als „Trozkismus“ bezeichnet wird. Das Blatt führt aus: Die Politische Polizei (GPU) habe nicht länger zögern können, durch eine Reihe von Verhaftungen und Verschickungen der gefährlichen Tätigkeit einer trozkistischen Geheimorganisation, die sie festgestellt hatte, ein Ende zu machen. Der Trozkismus habe sich aus einer Organisationsgruppe innerhalb der Partei zunächst in eine Fraktion verwandelt, aus der dann „eine antisowjetistische gegenrevolutionäre illegale Organisation geworden ist, die gegen die kommunistische Diktatur“ könne eine solche Organisation nicht geduldet werden. Die Trozkisten verfügten bereits über illegale Druckereien, geheime Komitees und andere Organisationen. Die „Promba“ hält eine tolerante Stellungnahme zum Trozkismus für unmöglich, da dieser „den Bürgerkrieg vorbereitet und alle der Diktatur des Proletariats feindlichen Kräfte um sich sammelt“. — In letzter Zeit war die trozkistische Oppositionsgruppe sehr dreist vorgegangen und ihre Propaganda wogte sich sehr weit vor. Illegale Literatur mit dem Vermerk: „Wenn gelesen, weitergeben!“ wurde in Moskau verbreitet und sogar verkauft. Aus dem scharfen Beitrag der „Promba“ läßt sich auch der Schluß ziehen, daß die Gerüchte über angebliche Verständigungsverhandlungen zwischen der Parteileitung und Trozki vollkommen unbegründet sind.

Wenn der Zarismus wieder einmal durch neue Verfolgungen der Opposition Entsetzen und Braterei in Westeuropa hervorgerufen hätte, dann brachte „Komozi Wremja“ oder sonst ein Regierungsblatt eine Rechtfertigung, die auf die bedrohliche Gefährlichkeit der Verfolgten hinwies. Der Artikel der „Promba“ könnte glatt nach diesen alten Vorbildern abgeschrieben sein, nur daß für „Selbstherrschertum“ „Proletarische Diktatur“, für „Besetzte Ordnung“ „Sowjetismus“ und für „Schrona“ „GPU“ gesetzt werden brauchte.

Vorbereitung zur Geburtstagsfeier.



Wilhelm (zum Vergrößerungsspiegel):
Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer ist der Größte im Deutschen Land?

„Erfolge der Opposition.“

Was dahinter steckt.

Die Moskauer Filiale in Berlin muß ihre Existenz durch Erfolge behaupten. Sie gebraucht Erfolge unter allen Umständen. Kann sie ersichtliche Erfolge nicht verzeichnen, dann bleibt ihr weiter nichts übrig, als solche zu konstruieren, irgendeinen Augenblicksvorteil als großen Erfolg aufzubauen. Wollte man den Erfolgen der KPD und denen ihrer „Gewerkschaftsopposition“ im einzelnen nachgehen, dann würde sich zeigen, wie diese „Erfolge“ miteinander beschaffen sind, wie gewagt oft die Maße sind. Es lohnt sich jedoch nicht, da die Erfolge insgesamt gelegentlich aufgezeigt werden können. Immerhin ist es nicht unnützlich, den einen oder anderen Einzelerfolg der KPD an einer Stichprobe zu bewundern. Meist genügt dazu schon die Hervorhebung des Ortes der Begebenheit. Das Bild schärft sich aber, wenn man die entsprechenden Zahlen hinzufügt kann.

Als „Erfolge der Gewerkschaftsopposition“ brachte die „Rote Fahne“ am Donnerstag an der Spitze die einstimmige Wiederwahl des alten „oppositionellen“ Vorstandes der Ortsgruppe Torgelow des Deutschen Bergewerksbundes. In dem bei Stettin gelegenen Torgelow zählte der Bergewerksbund Ende 1927 ganze 56 Mitglieder. Wie viele Mitglieder diese Ortsgruppe gegenwärtig umfaßt, hat der alte oppositionelle Vorstand, entweder nicht berichtet, oder aber die „R. F.“ hat diese Angabe als unwichtig gestrichelt.

Wir wollen damit die Erfolge der „Opposition“ in Torgelow, Bistupitz in Oberschlesien, in Freiburg i. Schl. keineswegs unterschätzen. Doch haben wir durchaus keinen Grund, sie zu überschätzen. Bei einiger Rührigkeit der auf dem Boden der Amsterdamer Gewerkschaftsinternationale stehenden Gewerkschafter lassen sich auch recht beachtenswerte Erfolge der Kommunisten unterbinden.

Die Beschäftigungen des Bankiers.

Zu unserer gestrigen Meldung, in der es hieß, daß am 5. Januar dieses Jahres zwischen den Vertretern der Anhaltischen Salzwerke und maßgebenden Herren der Firma Deibrod, Schiller u. Co. vertrauliche Besprechungen stattgefunden haben, teilt uns das letztgenannte Bankhaus mit, daß in keinen Räumen keine derartige Zusammenkunft stattgefunden hat.

Im Zeichen der Planlosigkeit.

Konzerttrudschau / Von Klaus Pringsheim.

Im Zeichen der großen Planlosigkeit wird in Berlin Woche für Woche öffentlich musiziert. Zuviel, auch wenn es immer gut wäre. Aber nicht nur verliert das Gute sich zwischen Rinderwertigem; die Kräfte sind unabsehbar zersplittert, die zweckmäßig zusammengelagert, Besseres, nach einheitlichem Plan Größeres wirken könnten. Konzertprogramme? Jedes Konzert hat, abendweise, ein „Programm“ — und das mag heißen, daß jeder Konzertgeber irgendeine leitende Idee hat, die er seinem Abendprogramm zugrunde legt. Aber das Konzertleben hat keine; aus vielen wird nicht — eine. Es baut sich nicht aus Teilen und Teilschen ein Ganzes auf. So wenig es vielleicht an Kraft und Willen zum künstlerisch Besten fehlt, ein zentrales Willensorgan tut dringend not, die nebeneinander wirkenden Kräfte zu gemeinsamen Zielen zu lenken. Unser Konzertwesen leidet an grundsätzlicher Ueberlebtheit seiner Fundamente; zu allen wirtschaftlich-gesellschaftlichen Räten, auf die und auf deren drohenden Anmachsen hier oft genug hingewiesen worden ist, tritt die Wirkwirkung jenes „freien Spiels der Kräfte“, das als bürgerlich-liberale Parole aus dem vorigen Jahrhundert verhängnisvoll nachklingt. Das Spiel stabilisiert (sowasgen) den Zustand seiner eigenen Auflösung, es wirkt zerlegend, weil es gesunde Bindungen, zukunftsreicher Neubildungen hindert. So vollendet sich das Bild hoffnungsloser Gegenwartsstendenz.

Zu so düsteren Betrachtungen haben wir ständigen Grund, liefert jede Woche neuen Anlaß. Wir werden heute durch eine kleine Schrift dazu angeregt, die vor kurzem veröffentlicht worden ist und erste Aufmerksamkeit verdient. Darin finden wir den konsequent durchgeführten Versuch, das gesamte Musikleben, Oper und Konzert, nach zeitgemäßen Gesichtspunkten organisch-organisatorisch neu aufzubauen — oder richtiger: solchen Aufbau, der von Grund aus erfolgen müßte, werden Wege und Ziele gewiesen. Allerdings, es können nicht genau unsere Wege sein; denn der Verfasser, Dr. Karl Holl, hat die Verhältnisse der Stadt Frankfurt im Auge, seine Schrift, im Verlag der „Frankfurter Zeitung“ erschienen, heißt „Frankfurter Musikpolitik“. Aber nicht nur als Sognum ist es sehr bemerkenswert, daß in einer großen deutschen Musikstadt der Gedanke Gestalt gewinnen konnte — sei es einstweilen nur auf dem Papier einer Broschüre —, der Gedanke, daß es endlich an der Zeit ist, in der Musikwelt die Konsequenzen zu ziehen, die sich aus dem politisch-sozialen Wandel dieses Jahrzehnts unabwendbar ergeben. Es schien ein Anfang, nun für Berlin, als wir vor ein paar Wochen von dem Pian hörten, die Existenzbasis des Philharmonischen Orchesters zu sichern; hoffen wir, daß es als ein Anfang gemeint ist, als erster Schritt, das Konzertwesen neu zu basieren.

Sinfoniekonzerte.

So ungestört noch die wirtschaftliche Basis des Orchesters, die philharmonischen Konzerte zeigen unter Furtwängler ein Bild höchster Stabilität; sie könnten nicht ausverkaufter, könnten es nicht mit besserem Grund sein. Strawinskys „Neuer Vogel“-Suite, am Schluß des sechsten Abends, es war eine Orchesterleistung, Führerleistung ohne Gleichen. Auch Schumanns dritte Sinfonie, die „Rheinische“, als Ganzes keines der ganz großen Werke, kommt zweifellos zu stärkster Wirkung. Aber das Interesse des Publikums konzentriert sich auf den Solisten, der, Mittelstück des Programms, das Violinkonzert von Brahms spielt: Fritz Kreisler. Ein wenig scheint die Arbeit geteilt: Brahms ist bei Furtwängler und seinen Musikern, das Beethovenische um so besser bei Kreisler aufgehoben, dessen geminnendes Musikantentum, dessen naturgewordene Meisterhaftigkeit sich unwiderstehlich durchsetzt.

„Die ungekrönte Königin.“

Capitol.

Die Zeit der großen Amoureuken ist schon vorbei, sowohl für das Publikum der Sensationsblätter, wie für den Film. Aber die Amerikaner kommen noch mit einem Nachzügler. Die Lady hat mit sich den Gegenstand dieses historischen Kostüms, der wie alle seiner Art nur die Geschichte der großen Männer und ihre Liebesaffären kennt, während das Volk höchstens die Kompariererei für die Schlachten stellt.

In Deutschland hat vor einer Reihe von Jahren bereits Richard Oswald denselben Stoff behandelt. Wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht, lebendiger, witziger und — pikanter. Bei ihm war Emma Hart, die die große Karriere macht, vom kleinen Mädchen zur Frau des englischen Gesandten Hamilton in Neapel, und zur Freundin und Beraterin der Königin Carlotta und schließlich zur Geliebten Nelsons, raffiger und auch ein Stück Luderchen. Bei den Amerikanern wird sie zwar auch als ein Wildfang und eine tolle Spielratte gezeichnet, aber ihre Liebesabenteuer werden nicht aufgedeckt. Man sieht sie weder als nackte Göttin in dem Londoner medizinischen Salon, noch in ihren berühmten lebenden Bildern in Neapel, die Goethe bewunderte. Sie ist verbürgerlicht und gewöhrt dem schmachtenden Nelson erst reichlich spät ihre Liebe.

Corinne Griffith muß unter der wenig aufregenden Regie von Frank Lloyd zunächst die süße Unschuld, dann das wilde Mädchen und schließlich die sentimental schmachtende Liebhaberin spielen. Sie tut das con amore, und vor lauter Liebesbenedigungen wird einem ganz blüherant. Die neapolitanische Königsfamilie war in dem deutschen Film viel witziger behandelt und der Zustand des neapolitanischen Volkes bedeutend fortztreibender. Dafür tut sich der amerikanische Film groß in den beiden Seeschlachten bei Abukir und Trafalgar. Ueberlegen ist er auch in manchen Zeitbildern, die ganz wie Ausschnitte aus englischen Studien anmuten, und in dem prachtvollen Heldentum nächstlicher Szenen, in denen das Meer geistreich aufschimmert. Zu loben ist die Brandmarlung der englischen Gesellschaftsbeziehung, die die Geliebte Nelsons nicht für salonfähig erklärt. Der Tod Nelsons, der von Victor Barconi mit Liebhaberkolluren dargestellt wird, ist monumentalisiert. Das unrühmliche Ende seiner Geliebten wird vorsichtigerweise weggelassen.

„Der Herr vom Finanzamt.“

Alhambra.

Am Filmstümpel als solchen zweifelte man so lange, bis Lubitschs Köstliches Werk „Die Ehe im Kreise“ herauskam. Seitdem begannen wir nicht nur Nachschmungen dieses meistergültigen Filmes, sondern auch dann und wann recht netten Lustspielen. Diesmal wurde uns, ein klein wenig großsprecherisch, ein Großlustspiel angeündigt, das sich aber als ein Schwanz erwies.

Ein Großagrarier versteht es mit allen Schikanen sich vor Steuerzahlungen zu drücken, doch wird ihm das in Zukunft nicht mehr möglich sein, denn seine Tochter heiratet einen Herrn — vom

Die Philharmoniker könnten nicht leben — gäbe es nicht die vielen Dirigenten, die leben wollen. Jeder Dirigent einmal in Berlin, heißt die Lösung der Saison. Doch heute kein unfreundliches Wort gegen die Dirigentenschau des internationalen Impresarios; denn wir verdanken ihr einen durchaus überragenden Eindruck: Ernst Wendel, der Bremer Generalmusikdirektor, vermittelt ihm in der Nacht von Bruckner. Das ungefüge Riesenwerk zu bewältigen, bleibt für den nachschaffenden Musiker eine der größten Aufgaben. Dieser weiß, Bruckner-erfüllt, wie man's in Berlin nicht wird, Hörer und Ausführende ganz in den Bann seiner starken Gestaltung zu zwingen.

Klavierabende.

Jeden Abend ein Pianist, oft auch mehr; jeder Pianist Mittelpunkt seines Abends. Wie schön, wenn all diese Klavierabende sich zu einer Reihe verbanden, in der gewissermaßen einer vom andern müßte. Wenn schon Chopin dreimal in der Woche, wie dankenswert, wenn es nicht immer wieder die E-Moll-Sonate wäre. Doch das sind verwegene Zukunftsträume; die Gegenwart sieht anders aus. Zum Glück aber kennt sie noch mehr Komponisten, und an bedeutenden pianistischen Erscheinungen leidet sie keinen Mangel. Egon Petri, Bulonis bedeutendster Schüler, endet mit Liszt und beginnt mit Bach, in dessen Welt er, wie sein Meister, wurzelt. Frederic Lamond ist in einem großen, schweren, ersten Programm — Bach, Brahms, Beethoven — ganz auf der Höhe seines außerordentlichen Künstertums. Wilhelm Backhaus, nach vielen Jahren wieder in Berlin, beweißt sich in drei Beethoven-Sonaten als Musiker und Pianist größten Formates. Aber Claudio Arrau, diesmal ganz romantisch gestimmt, gibt sein Bestes, blendend und bezaubernd, in zehn Etüden von Chopin. Und die E-Moll-Sonate? Fanny Wolland spielt sie, als erste Nummer also eines Chopin-Abends, an dem sie sich, im Technischen noch erheblich gemacht, als charaktervolle Musikerin zeigt.

Oesterreichischer Abend.

Das Oesterreichische war von je ein großer, oft der stärkste Teil der deutschen Musik; und ist heute, mehr denn je, im Berliner Musikleben unmittelbar wirksam. Wirksam, als es an dem einen Abend werden konnte, der vom Oesterreichischen Komponistenbund im Bach-Saal veranstaltet war. Es pflegen nicht die wichtigsten Werke zu sein, die sich in den Rahmen solch einer repräsentativen Schau fügen. Als starker Eindruck haften, obgleich die Wiederholung von Vollkommenheit ziemlich weit entfernt war, die Uraufführung der fünf Kammerstücke von Hauer. Und eine Suite für Cello solo von Bellef, übrigens von Nicolai Graudan prachtvoll gespielt, überrascht durch den geklärten Versuch, in dieser prädestinierten Form des Musizierens etwas schlechthin Angenehm-Befälliges zu geben. Die anderen Komponistennamen des Programms — Weigl, Hof, Groß — haben immerhin ihren guten Rang beibehalten. Der Abend stand unter dem Protektorat des Oesterreichischen Gesandten Dr. Frank. Ein paar Tage zuvor lernten wir durch die Vermittlung der tschechischen Gesandtschaft die ausgezeichnete Sängerin Jezic-Hanackova vom Nationaltheater in Brünn kennen. Wir würden uns freuen, diese ungewöhnlich schöne Mezzosopranstimme einmal in der Umgebung eines Berliner Opernensembles erproben zu können; und wir würden, nebenbei bemerkt, uns herzlich freuen, öfter davon zu hören, daß unsere Künstler im Ausland durch die Vertreter des Reiches ähnliche Förderung erfahren.

Finanzamt. Bevor der gute Abschluß kommt, spielen natürlich vorher noch ein zweiter Herr vom Finanzamt, eine Tänzerin, ein verträgliches Baron nebst Sohn und diverse Dienstmädchen (die im Jumperparadies noch mit Ohrfeigen traktiert werden), eine Kasse. Es wird nach dem alten Rezept gearbeitet, sobald ein Mensch erscheint, entsteht eine schier unlösliche Verwickelung des ganzen Tatbestandes.

Der Regisseur Siegfried Philipp macht auch nicht den leisesten Versuch, einen neuen Weg zu gehen oder auch nur eine neue Idee auszuarbeiten. Er hält sich trumphast am Überbrachten, was ja gerade kein gutes Zeugnis für seinen künstlerischen Ehrgeiz ist. Sobald die Schauspieler wie Hans Brausewetter, Paul Heidemann, Leo Peukert, Leopold von Ledebur, Julius Falkenstein usw. sich auf ihre Routine verlassen, sich also auch am Alterproben hängen, ging es gut, wenn der Regisseur oder selber Anregungen geben mußte, verfolgte er mehr als einmal. Darunter ist selbstverständlich das Spiel der jüngeren schauspielerischen Kräfte. Schminkekunst und Photographie schienen zuweilen beide nicht auf der Höhe, wie hätte sonst zum Beispiel Hans Brausewetter so ungünstig herausgebracht werden können. Paul Rogg an schrieb die Legie, endlich einmal nicht aufdringlich, aber auch nicht unterhaltend. Im Gegenteil, er baute künstliche Unwahrscheinlichkeiten in den Film hinein.

In einem Kesselfilm wurde mal wieder ein Stückchen Karro gezeigt. Es ist befremdend, daß man nun schon jahrelang immer dieselben Ansichten zeigt. Kairo, diese herrliche Märchenstadt, hat 523 Moscheen, hat tausend Gegensätze in sich, hat im Westen einen ganzen europäischen Stadteil, hat im Nordwesten die Hafenstadt Buzak, von all den interessanten Dingen sieht man nie etwas. Wirklich, es gibt wohl kaum einen Ägyptenfilm ohne Kairo und doch muß Kairo noch erst für den Film entdeckt werden.

Gothaer Festspiele deutscher Schauspielkunst.

Die Stadtverwaltung Gotha plant alljährlich in dem ehemaligen Hoftheater in Schloß Friedenstein Festspiele deutscher Schauspielkunst ähnlich den Bayreuther Festspielen für die Oper zu veranstalten.

Karl Scheller, dessen 60. Geburtstag bevorsteht, spricht am 28. Januar abends 8 Uhr, über: Bekanntheit zur Kunst. Der Vortrag findet im Hörsaal der Staatlichen Kunstbibliothek, Berlin SW. 11, Prinz-Albrecht-Straße 7a statt.

„Von Reicher bis Oranach, Bostermann und Pallenberg“ lautet das Thema des Vortrages, den Julius Fab auf Einladung der Volkshäuser E. B. am Sonntag, dem 27. Januar, 10 Uhr, im Bürgeraal des Hofkaufes, Eingang Königstraße, hält. Karten zum Preise von 0,50 M. am Saalange.

Ein aktuelles und politisches Kaspertheater wird am Sonntag, dem 27. Januar, 11 Uhr, in den Räumen des Sturms, Kurfürstendamm 82, eröffnet. Künstlerische Leitung: Karl Her. Die Vorstellungen finden täglich für Mitglieder und deren Freunde statt. Der Eintritt ist frei. Auskunft: Bismarck 2270.

Heinrich Leich, der Arbeiterdichter und Reiseliedner, liest am Montag, dem 28. Januar, abends 8 Uhr, im Plenarsaal des ehemaligen Herrnhuter, Leipziger Str. 8, aus Arbeiterdichtungen vor. Karten zu 1 M. (Zugendliche 50 Pf.) sind im Vorverkauf zu haben in der Buchhandlung Dieck, Lindenstr. 2.

Berlin rüstet sich für Magdeburg.

Friedrichshain.

Im 5. Kreis Friedrichshain nahmen die Genossen in einer Kreisvertreterversammlung — die von etwa 200 Genossen besucht war — ein Referat des Genossen Falkenberg über die Aufgaben des Magdeburger Parteitages entgegen. Parteitage müssen Reife auf dem Wege für die Zukunft sein. Das Wehrprogramm müsse in Verbindung mit der internationalen Frage unter Berücksichtigung der Brüsseler Tagung formuliert werden. Das für und wider der bisher bekämpften und veröffentlichten kritischen Stimmen der Presse sowie die Schwierigkeiten wurden besprochen. Die Forderung, keine Wehrmacht, sei einfach, doch gilt es kein Ausweichen vor Problemen, die doch einmal gelöst werden müssen. Es sei eine Frage der politischen Macht; das Volk muß den Willen zur Völkerverständigung haben. Es muß die Kultur im Herzen haben, den Menschen zur Geltung zu bringen und auf vernunftmäßigem Wege zum Ziele zu kommen. Eine Einigung in dieser Frage muß kommen, die die Einheit der Partei sichert. In der Aussprache der Genossen Bucalle, Manthen, Wurdus, Fränkel und Wendt wurde das Wehrprogramm abgelehnt bzw. konnte festgestellt werden, daß niemand dasselbe verteidigte. Es wurde bemängelt, daß innerhalb des Staates oder der Nation zu wenig getan wurde, was der Internationale Kongress den einzelnen Länderorganisationen aufgegeben hätte. Die Wehrmacht sei ein Spielzeug, das Geld für einen unnötigen Zweck koste und in sozialen Kämpfen gegen die aufsteigende Arbeiterklasse mißbraucht wird. Das Militärbudget sei abzulehnen. Ist eine Koalition damit verbunden, dann nur so lange, wie Sozialdemokraten dies verantworten können. Da nun Vorschläge einmal vorliegen, wurden Hinweise gegeben und gefordert: Zivilbeisitzer bei der Rekrutierung, Vertrauensmänner, Wahlrecht der Soldaten, Abschaffung der Traditionskompanien, Revision der Armeemusik, Beseitigung der Militärartillerie, Änderung der Flaggenordnung u. a. Im Schlußwort sagte der Referent zusammen und sagte, daß wir uns mit geistigen Waffen großringen müssen und jeder nach Wissen und Gewissen zu entscheiden habe.

Der Kreisvorsitzende, Genosse Buchmann, wurde für den Reichsparteitag als Delegierter vorgeschlagen.

Für den Bezirksparteitag wurde u. a. ein Antrag gegen eine Stimme angenommen: „Sämtliche Parteitage werden durch Wahl gewählt. Zu diesem Zweck werden Wahlkörper gebildet. Als Grundlage für diese Wahlkörper wird die Zahl der Mitglieder genommen, die sich aus der Leistung der Gesamtmittelschaft des Bezirksverbandes Groß-Berlin durch die Zahl der insgesamt zu wählenden Delegierten ergibt. Der Bezirksvorstand stellt die Gemeinschaft mit den Kreisleitern die Wahlordnung auf.“

Lichtenberg.

In Lichtenberg referierte Dr. Moses in einer Kreisvertreterversammlung über den Entwurf zu einem Wehrprogramm der Partei. Nach Genossen Moses ist in den Stimmen der Parteipresse hauptsächlich nur der dritte Punkt des Entwurfs strittig. Nach Vorschlägen im „Kampfbuch“ sind sehr einfach die Mittel für die Wehrmacht abzulehnen und diese überhaupt zu beseitigen. Wie liegen aber die Dinge? Außenpolitisch ist durch den Weltkrieg die Alleinherrschaft Europas erschüttert und Amerika ist zum Schwerpunkt des Kapitalismus geworden. Unruhen sind überall, in Asien, Afrika, Südamerika und auch in Europa zu verzeichnen. Die Entente ist in Europa schwer gerüttelt und der Faschismus blieb nicht nur auf Quallen beschränkt. In Rußland werden sogar die Frauen und Kinder militarisiert. Offen und geheim wird aufgerüstet, wobei nicht die Zahl der Soldaten, sondern die technische Ausrüstung (Luftflotte — Gaskrieg) beachtenswert ist. Von der Wirksamkeit eines

zukünftigen Krieges können wir uns keinerlei Vorstellung machen. Die Wehrmacht ist in unserem Sinne noch zu wenig organisiert und zu undiszipliniert. Wenn z. B. im Osten etwas geschehen würde, würde die RPD mit Rußland gegen Polen marschieren, trotz ihrem pazifistischen Geiste. Deshalb wurde Punkt 3 formuliert, deshalb soll auch in Deutschland eine Wehrmacht bestehen. Die Kommission ist nicht unüberlegt an die Formulierung gegangen und hat Gutachten namhafter Genossen des In- und Auslandes eingeholt. Wir können die Wehrmacht nicht grundsätzlich ablehnen. Eine vom Genossen Künstler propagierte Grenzschutzpolizei ist im Grunde daselbe. Wer einen Grenzschutz wünscht, muß auch die militärischen Schlußfolgerungen daraus ziehen. Wir haben heute noch nicht die Macht und müssen uns mit dem Problem der Wehrmacht auseinandersetzen. Im Kampf sind wir gegen den Krieg und im Ziel für den Frieden. Solange aber Deutschland als Aufmarschgebiet möglich ist und eine Invasion droht, können wir im Dienste der Aufrechterhaltung der Republik die Mittel für die Aufrechterhaltung einer Wehrmacht nicht verweigern. Alle Mitglieder der Kommission waren und sind von dem festen Willen befeuert, das Beste für das Proletariat zu wollen.

In der Debatte sprachen die Genossen Mieliß, A. Richter, Frau Scheidenhuber, Beder und Arndt im Sinne der folgenden, gegen eine starke Minderheit, angenommenen Resolution: „Die Kreisvertreterversammlung des 17. Kreises sieht in dem Entwurf zur Wehrpolitik nicht die klare und grundsätzliche Einstellung zur Wehrfrage, wie die Parteigenossenschaft des 17. Kreises es erwartet. Sie erwartet von dem am 10. März stattfindenden Parteitag eine grundlegende Änderung des Artikels III des Entwurfs. Artikel III kann darum nur lauten: „Die Sozialdemokratie lehnt auch im kapitalistischen Staat die Mittel für die Wehrmacht ab und kämpft für die Beseitigung dieser Wehrmacht.“ Moses hatte vor der Abstimmung im Schlußwort bemerkt, daß in Konsequenz, bei Annahme dieser Resolution, ein Austritt aus den Parlamenten folgen müßte.

Der Kreisvorsitzende Thurm wurde von der von 231 Delegierten besuchten Versammlung einstimmig als Delegierter zum Parteitag gewählt.

Vorher wurden noch einige Änderungsanträge zu dem zur Beratung stehenden neuen Ortsstatut angenommen und ferner ein Antrag, in dem der Bezirksparteitag ersucht wird, zu der Frage der Konfordsatsverhandlungen in Preußen Stellung zu nehmen.

Treptow.

Der Kreis Treptow nahm in einer Delegiertenversammlung am Dienstag im Restaurant Einsiedler in Johannisbad zum Wehrprogrammentscheid Stellung. Das Referat hielt Genosse Kurt Heintz. Er erklärte, daß der Magdeburger Parteitag als wichtigste Frage die Regierungsabstimmung beschäftigt wird. Um den Wahltag auch auszunutzen zu können, ist die Partei in die Regierung eingetreten. Solange die Sozialdemokratie nicht die Mehrheit im Parlament hat, muß sie sich nach Koalitionsgenossen umsehen. Im Jahre 1929 müssen im Haushalt 1250 Millionen Mark für Dames, Zahlungen aufgebracht werden. Würde die Partei dem Bürgerblock die Regierung überlassen haben, so hätten die Deckungsvorlagen für diese Dames-Lasten eine Belastung der Massen und Schonung des Befehes gebracht. Ein Bürgerblock hätte nie eine Erhöhung der Vermögenssteuer vorgenommen. Auch um in die Verwaltung eindringen zu können, ist die Sozialdemokratie in die Regierung gegangen. Der Bürgerblock hat eine Lotteriewirtschaft betrieben, hat alle Reserven verbraucht. Es war an der Zeit, daß ein Sozialdemokrat die Hand auf die Geldtasche des Reiches legte. Das Kernproblem der Wehrfrage ist die Heranziehung eines republikanischen Offizierskorps. Die Abschaffung jeglicher Militärmacht

können wir nur fordern, wenn wir wissen, daß die Staaten rund um Deutschland auch vollkommen abrüsten. Die Schweiz hat mit ihrer Armee ihre Neutralität gesichert. Das muß Deutschland eines Tages auch können. Unsere Forderungen müssen sein, den Wehretat auf ein Mindestmaß herabzudrücken. Wir können die Reichswehr nicht „unter sich“ lassen. Darum unsere Reformvorschläge. Die soziale Auseinandersetzung ist ein Stellungskrieg, um jedes Stück Staat wird hart gekämpft. — In der Diskussion begründete Genosse Lempert einen Antrag, aus dem Paragraphen 3 die Bejahung der Wehrmacht zu streichen. Genosse Heintz sprach in seinem Schlußwort gegen diesen Antrag. Man kann die Wehrmacht nicht verneinen, und dann Reformvorschläge machen. Die Versammlung schloß sich dieser Auffassung an und lehnte den Antrag Lempert mit großer Mehrheit ab. Zum Delegierten für den Parteitag wurde der Genosse Beder vorgeschlagen.

Danrow.

Die Kreismitgliederversammlung des Kreises Danrow gestellte sich unter der Leitung des Kreisleiters Mühlmann zu einem sachlichen Diskussionsabend, der bei allen anwesenden Genossen einen klaren Ueberblick über die Richtlinien der Sozialdemokratie zur Wehrpolitik hinterließ. Genosse Dr. Breitscheid gab einen Rückblick über die Haltung der Sozialdemokratie vor dem Krieg zur Wehrfrage. Die Voraussetzungen, unter denen man damals eine Wehr als Gegengewicht zum Militarismus forderte, kann man in der Republik als teilweise erfüllt ansehen. Ein rein oppositionelles Verhalten gegenüber der Reichswehr ist zurzeit nicht möglich. Breitscheid ging dann auf die 10 Punkte des Aktionsprogramms ein, bei dem er nur bei Punkt 6 Bedenken äußerte. Das sozialistische Wehrprogramm schafft sowohl die Voraussetzung für eine internationale Abrüstung als auch für den Ausbau und die Durchführung eines Kriegsgerichtsrechts mit Hilfe von zwangsmäßigen Schiedsverträgen. Wenn heute die internationalen Institutionen, wie Völkerbund, Haager Gerichtshof usw. noch nicht die an sie gestellten Erwartungen erfüllen, so liegt das Verlangen an den Staatsbürgern aller Länder, die sich nicht die Volksvertretung geben, die eine wirkliche friedliche Stimmung bei ihren Regierungen durchsetzt. Die 134. Abteilung Blankenburg hatte einen Antrag auf Streichung des § 3 eingereicht. Die Diskussionsredner lehnten sich alle für diesen Antrag ein, der aber trotzdem der Ablehnung verfiel. Ein anderer Antrag, der sich mit der Stellung der Landtagsfraktion zum Konfordsat beschäftigte, wurde zurückgestellt, da man zunächst noch ein Referat, das sich mit diesem Fragenkomplex beschäftigen soll, in einer kommenden Kreismitgliederversammlung diskutieren wollte.

Die preussische Zahnärztekammer trat heute vormittag 10 Uhr unter dem Vorsitz von Dr. Treuenfels-Breslau im Saal 97 des Wohlfahrtsministeriums zu einer zweitägigen Beratung zusammen. Vorher hatte eine etwa einstündige Vorstandssitzung stattgefunden. Die Tagesordnung enthält nicht weniger als 32 Punkte. Unter anderem wird über Gebührenordnung, Fortbildungswesen, Approbation, Schuljahrpflege verhandelt. Auch über Zahnärzte und Kurorte und über Sozialversicherung, Zahnheilkunde sowie Apparatur wird referiert werden.

„Volk und Zeit“, unsere illustrierte Wochenchrift, liegt der heutigen Postausgabe bei.

Wetterbericht der öffentlichen Wetterdienststelle Berlin und Umgebung. (Nachdr. verb.) Teils heiter, teils wolkig, mit Verschärfung des Frostes. — Für Deutschland: Im Norden zeitweise aufhellend, im Süden noch Schneefälle, überall weiter sinkende Temperaturen.

Verantwortl. für die Redaktion: Wolfgang Schwarz, Berlin; Anzeigen: H. Giese, Berlin. Verlag: Bornhorts Verlag G. m. b. H., Berlin. Druck: Bornhorts Buchdruckerei und Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW 68, Lindenstraße 3, Siegel & Bellag.

Normen-Kauf: Tomorrbund am 26. Juni

WEISSE

Montag am 28. Juni bis

WOCHEN

Tomorrbund am 2. Juli

- Hemdentuch . . . 80 cm 0.75 0.65 0.59 0.48
- Renforcé 80 cm 1.10 0.95 0.85
- Linon 130 cm 1.10 0.98, 80 cm 0.65 0.58
- Dimiti 130 cm 2.40 1.60, 80 cm 1.40 0.95
- Damast 130 cm 3.50 2.60, 80 cm 2.25 1.60
- Dowlas 140 cm 2.45 1.20
- Stuhltuch 150 cm 2.10, 140 cm 1.85
- Halbleinen 150 cm 2.75, 140 cm 2.50
- Künstler-Decken . . . 80/90 0.90, 60/60 0.48
- Tischtücher rein Lein. M. 9.25 6.50 5.25

- Frottier-Handtücher 1.90 1.35 1.10 0.85
- Küchen-Handtücher 0.66 0.59 0.55 0.35
- Stuben-Handtücher Damast . 1.25 0.90
- Handtücher Rein Leinen, Gerstenkörn, mit farbiger Kante und Mohlsaum 0.48
- Taschentücher besonders preiswert
- Küchen-Handtuchstoff grau gestreift 0.32
- Rolltücher 1.95 1.75 1.50 1.25
- Wischtücher 0.55 0.48 0.38 0.18
- Voll-Volle weiß, 150 cm 245, 110 cm 1.95 1.45
- Opal weiß 80 cm, 1.45

- Ein Posten Querbehänge mit kleinen Fehlern Stck. 0.95
- Ein Posten einzelne Schals mit kleinen Fehlern Stck. 1.45
- Ein Posten Stores m. klein. Fehl. Stck. 1.95
- Vitrage für Scheibengardinen 0.65 0.59 0.48
- Künstler-Gardinen dreiteilig 5.25 2.95 1.95
- Etamine . . . weiß, 150 cm 1.05 0.90 0.75
- Damen-Achselhemden 2.25 1.95 1.45
- Damen-Trägerhemden 1.75 1.45 0.95
- Damen-Nachthemden 2.90 2.50 2.25
- Herrn-Nachthemden mit farb. Borte 4.50 3.90 3.50
- Herrn-Oberhemden weiß 6.90 5.90 4.90

Bettgarnituren (1 großer Bezug und 2 Klassen) zu billigen Sonderpreisen

Gelis

Konsum Warenhäuser

Abwehrstreik vor 125 Jahren

Teuerungsindex der Berliner Schneidergesellen. — Streikjustiz. — Peitschenhiebe für die Ausständigen

Streiks der alten Junggesellen sind uns zu Duzenden bekannt. Wir lesen in alten Berichten und alten Urkunden z. B. vom Ausstand der Schneidergesellen in Hannover und Hamburg im Jahre 1723, von der Arbeitseinstellung der Nürnberger Kannegießergesellen um 1820, vom Streik der Bäckerknächte Kolmars, der nicht weniger als zehn Jahre, 1495 bis 1505, in Anspruch nahm, von der Leipziger Schusterfehde im Jahre 1471 usw. So modern uns diese Bewegungen vielfach anmuten — der oben erwähnte Streik der Hamburger Schneider ging unter anderem darum, daß auch die Meister volle Beiträge zur Krankenunterstützung zahlten —, umgibt sie doch ein Schimmer von Romantik. Die unzufriedenen Gesellen legten nicht nur die Arbeit nieder, sondern verließen geschloffen die Stadt, suchten andere Plätze auf oder kampierten wochenlang, sogar monatelang im Freien. Dann gab es eine Art Kriegs- und Feldleben; denn die Obrigkeit bot Militär auf und machte, gewöhnlich mit recht geringem Erfolg, Jagd auf die Ausständigen. Gelang es ihnen, ihre Forderungen durchzusetzen, dann kehrten sie mit klingendem Spiel in ihre Stadt zurück. So feierten zum Beispiel die Reichenberger Leinewebergesellen im Jahre 1723 ihren Sieg über die Meister. Diese Reichenberger Gesellen hatten auch die Genehmigung, daß nach der Beendigung ihres Ausstandes sämtliche Streikbrecher (so etwas gab es auch damals schon) in aller Form abgestraft wurden.

Je mehr das Handwerk proletarisiert, je mehr die Kunst ihren sozialen Sinn verliert, desto mehr verschwindet die alte Romantik der Gesellenausstände. Die Gesellen werden ein sozial unruhiges Element und der feudale Militärstaat wird mit ihm auf seine Art und Weise fertig. Er erklärt das sozial unruhige Element zu einem staatsgefährlichen Element. Er wirft die Streikenden ins Gefängnis, läßt sie durchpeitschen, bringt sie auf die „Mühle“ und in die Arbeitshäuser, hebt sie zum Kommiss aus und verweist sie, sofern sie Ausländer sind, des Landes. So ganz unbekannt sind diese Methoden demjenigen, der vor dem Kriege in der deutschen Gewerkschaftsbewegung gestanden hat, gerade nicht. Das Unerhörteste auf diesem Gebiete leistete sich wohl die preussische Regierung im sogenannten Berliner Schneiderstreik; um das Jahr 1800 herum, also gewissermaßen ein paar Minuten vor dem großen Reformwerk Steins.

In diesem Streik dürften etwa 200 Gesellen teilgenommen haben. Sie bekamen ohne Ausnahme die Faust der preussischen Streikjustiz zu spüren. Reichsarbeitsminister Rudolf Wissell hat vor kurzem im Verlag von Ernst Basanuth & Co., Berlin, ein Buch über „Des alten Handwerks Recht und Gewohnheit“ herausgegeben, in dem er ein äußerst interessantes Material über diesen Streik mitteilt. Die Veranlassung war ein von der Berliner Schneiderinnung angeregtes „Reglement für das Schneidergewerk“, das im Dezember 1799 vom König bestätigt und im März 1800 veröffentlicht wurde. Das Reglement setzte die Arbeitszeit von 6 bis 12 Uhr und von 1 bis 9 Uhr und den Lohn auf 8 Groschen fest. Dagegen opponierten die Gesellen. In einer Eingabe an den Magistrat verletzten sie nachzuweisen, daß das Reglement ihre Interessen schwer verletze und daß sie selbst mit 9 Groschen Lohn nicht auskommen könnten. Sie machten dafür folgende Rechnung auf:

Vor 3 Pfg. Brodt, vor 3 Pfg. Butter, vor 3 Pfg. Branntwein oder Thee beträgt auf 6 Tage	4 Gr. 6 Pfg.
Vor Mittags Essen täglich 2 Gr.	12 -
Vor Abend Essen täglich 1 Gr.	6 -
des Tages 2 Quart Bier	12 -
des Sonntags vor Frühstück	1 - 6 -
zu Mittag	2 - 6 -
zu Abende 1 Gr. 6 Pfg.	1 - 6 -
2 Quart Bier	2 -
die Woche Schlafgeld	3 -
Vor Wäsche	3 - 6 -
	2 Rthl. 6 Pfg.

Auf Grund dieser Aufstellung legten die Gesellen dar, daß an dem durch das Reglement festgesetzten Lohn noch 6 Pfg. fehlen, um den „körperlichen Nahrungserhalt“ zu bestreiten. Dabei seien die Aufwendungen für die Bekleidung noch nicht berücksichtigt. In einer Sonderaufstellung werden diese Aufwendungen zuzüglich der Beiträge für die Krankenunterstützung mit 28 Rthl. 10 Gr. berechnet. Die meisten Gesellen, so wird in der Eingabe betont, „brechen aus Unerfahrenheit an ihrer körperlichen Verpflegung etwas ab“, um sich nur die nötigen Kleider zu verschaffen; „sollten wir alle auf einen Lohn gesetzt werden, womit keiner bestehen kan, so würde dieß der Fall sein allen fern“. In diesem Zusammenhang verweisen die Gesellen auf einen gewissen Geheimrat Fröh, der seit 8 Jahren die Kranken Schneidergesellen in Berlin behandelt. Ihm war es aufgefallen, daß viele Schneidergesellen an Auszehrung und Schwindsucht litten. Nach einem Bericht in der Eingabe an den Magistrat sollen jährlich 10 bis 12 Gesellen, also etwa 10 Proz. der Streikenden, an dieser heimtücklichen Krankheit gestorben sein. Geheimrat Fröh scheint gewußt zu haben, wie der Hals läuft; jedenfalls erklärte er „einen Verdienst von 8 Groschen als zu wenig“; bei einem solch niedrigen Verdienst „würden die Gesellen sich um die anderen Bedürfnisse zu bestreiten es gewiß an Bier abbrechen“. Geheimrat Fröh vertritt nämlich die Auffassung, daß „ein Schneider Geselle, so beständig sitzen, täglich 3, wenigstens 2 Quart gutes Bier trinken muß“.

Ob Geheimrat Fröh mit seiner Theorie recht hatte, soll hier nicht erörtert werden. Für die Schneidergesellen kam es auf jeden Fall darauf an, daß sie mit den zugestanden 8 Groschen nicht auskommen konnten. Der ganze Streik drehte sich allerdings weniger um eine direkte Lohnforderung. In dem ganzen vorliegenden Urkundenmaterial finden wir auch keine Lohnforderung. Vielmehr will man eine Bestimmung aus dem Reglement beseitigen, wonach der Meister, der mehr als 8 Groschen zahlt, mit einer Strafe von 7 Thlr. belegt wird. Die Meister in Berlin scheinen sich über diese Bestimmung auch nicht ganz einig gewesen zu sein. Der Teil der Meister und Obermeister, die auf gute Arbeitskräfte Wert legen mußten, verteidigten die alte Regelung, nach der jeder seinen Gesellen zahlte, „wie er konnte“. Ein anderer Teil der Meister, der geringere Löhne zahlte, wollte wohl durch die Strafandrohung vermeiden, daß die guten Arbeitskräfte den besser zahlenden Meistern zufließen, während sie sich mit minderwertigen Kräften abfinden mußten. Wie das Reglement zeigt, verstanden es die Lohndrücker, daß beim Magistrat durchzusetzen. Die Gesellen erhielten auf ihre

Eingabe — trotz des Abwehrens des Geheimrats Fröh — keine Antwort. So wuchs die Erbitterung und führte am 27. Juli 1801 zur Arbeitseinstellung. Die streikenden Gesellen zogen geschlossen auf die Herberge. Man forderte sie auf, die Arbeit unverzüglich wieder aufzunehmen. Als ein ablehnender Bescheid erfolgte, wurde die Schloß- und Marktwache mobil gemacht. Die Streikenden wurden verhaftet und nach dem Rathaus gebracht, wo eine Untersuchung durch den Magistrat begann. Auf Grund dieser Untersuchung teilte der Magistrat die Streikenden, je nach der Schwere der bei dem einzelnen angenommenen Vergehen, in vier Gruppen ein: die erste Gruppe umfaßte diejenigen, die „feurig“ gewesen, d. h. ohne Arbeit gewesen waren, sich bei der Vernehmung aber zur Annahme von Arbeit bereit erklärt hatten. Zur zweiten Gruppe zählte man die Gesellen, die feurig gewesen waren und die Annahme von Arbeit verweigert hatten. Die dritte Gruppe waren diejenigen, die die Arbeit niedergelegt, jedoch diese, der Aufforderung bei der Vernehmung entsprechend, wieder aufgenommen hatten. In der vierten Gruppe brachte man die Schwerverbrecher unter. Das waren solche, die die Arbeit niedergelegt und die Wiederaufnahme verweigert hatten. Dann kam die Bestrafung. Sie bestand bei den der Gruppe 1 zugehörigen Gesellen in 48stündigem Gefängnis bei Wasser und Brot. Den Angehörigen der zweiten Gruppe wurde eine der Leibkonstitution entsprechende Züchtigung bis zu 20 Peitschenhieben in Gegenwart der Mitgesellen und der Altmeister der übrigen Gewerke zubilligt. Dazu kamen noch die anderen Strafen. Die Ausländer sollten über die Grenze geschafft werden. Die Kantonnisten wurden ihren Regimentern zugewiesen und die Nichtkontrahierenden hatten eine vierwöchige Arbeitshausstrafe zu verbüßen. Wer zur dritten Gruppe gehörte, bekam dieselbe Strafe wie bei Gruppe 2. Sie wurde aber noch durch eine achtstägige Gefängnisstrafe verschärft, wovon der erste und der letzte Tag bei Wasser und Brot zu verbüßen waren. Bei Angehörigen der vierten Gruppe trat eine weitere Verschärfung dadurch ein, daß sie statt der achtstägigen Gefängnisstrafe eine achtwöchige bis dreimonatige Festungsarbeit zu leisten hatten.

So unerhört diese Strafe war — sie wurde vom König bestätigt und vollstreckt. Gnadengesuche zugunsten einzelner Gesellen und ein Gnadengesuch der Schneidergesellen aus der Stadtogtei an den König, in dem sie um Erlaß der Strafe baten, wurden abgelehnt. Wissell teilt in seinem Buche das Gnadengesuch der Gesellen der Gruppe 4 mit. Es ist für die Zustände vor 125 Jahren zu charakteristisch, als daß man es unterschlagen könnte. Hier der Wortlaut:

„Allerdurchlauchtigster Großmächtigster König, Allergnädigster König und Herr,

Seit 6 Wochen sind wir hier in den elendesten Zustände eingesperrt, wie Diebe hat man uns zum Teil des Nachts aus unser Logi, auch sonst von der Strafe, auch von der Herberge arretiert. — Und wir sind Menschen wie andere Menschen, wir haben keinen Verstand, in keiner Art den geringsten Aufruhr erregt. — Nur das Einzige einen Tag nicht gearbeitet haben, und hätte man diese den Tag zufrieden gelassen: (sie waren ja ruhig) bis sie über ihr Bescheiden erst klagbar geworden wären, den mere alles gut; die Polizei hat hier zwar keine Schuld, als das sie einen Mann (unseren Altmeister), einem Mann ohne Menschenliebe geglaubt hat; den bejahe dieser Mann Menschenliebe: er hätte uns nicht so angeklagt, zumahl da er zu den Anfang dieses Streites Anlaß gegeben hat. —

Und die haben auch die beiden Altgesellen, auch der eine Befehliger, ein Meister, und auch der Rechnungsschreiber bezogen und beschworen.

Wir würden dieses alles vergessen, gemäß Ibro Majestät, wenn Gott den Allmächtigen schwören müß, uns immer Ruig, und als vernünftige Unterthan unseres Gerechten Königs zu betrachten; wenn uns nur die Strafe erlassen würde, wozu wir noch verurtheilt

morden sind, nemlich 20 Peitsche und dan auch 3 Monathe nach Spandau.

O! Großmütiger — Gerechter Monarch! erbarmen Sie sich unser! Wenn wir diese Strafe verdient haben, so begnadigen Em. Majestät unsere Schwäche halber; der Schwäche, die uns unsere liebende Profession schon in der Blüthe unseres Lebens eininst und jetzt, da wir schon über 6 Wochen 51 Menschen zusammen in einer nicht gar großen Behältnis leben müssen, können Em. Majestät leicht denken, wie elend wir sehn müssen, das auch schon viele von uns krank, gefährlich krank geworden sind und jetzt in der Charite liegen. doch werth zu seyn, verdienen wollen.

Noch einmal Gerechter Guter König! Zu Em. Majestät Füßen stehen wir alle um Gnade. Wir werden uns gewiß jederzeit als Unterthan, wie auch als Bürger zeigen, die die Gnade von einem so guten, wen auch nicht wehr, doch werth zu seyn, verdienen wollen.

Wir Trösten uns mit dem herzgl. Vertrauen einer Allergnädigsten Erhöhung und in tiefer Unterthänigkeit ersterben wir als Em. Königl. Majestät allerunterthänigste Anechte, die sämtlichen Arrestanten der Schneider-Gesellen auf der Stadtogtei.

Berlin, den 9. September 1801.

Man liest — und staunt, daß seitdem erst 125 Jahre vergangen sind. Und jagt sich schließlich, daß nach dem unglücklichen Koblenzstreik im Jahre 1912 aus den Kanzleien westfälischer Rechtsanwälte ähnliche Briefe an jenen Mann abgegangen sind, der sechsen seinen 70. Geburtstag in Doorn feiert. Erfolg hatten die Gesellen selbstständig mit ihrem Schreiben nicht. Der König lehnte das Gnadengesuch ab. Aber schließlich waren die Opfer nicht vergeblich gebracht; denn die Regierung beschäftigte sich nun einmal mit dem Reglement näher. Und zwar scheint der von den Berliner Schneidergesellen in ihrer Eingabe an den Magistrat aufgemachte Teuerungsindex seinen Eindruck auf den preussischen Minister wohl nicht verfehlt zu haben, der am 26. August 1801 seiner Meinung dahin Ausdruck gibt, „mit acht Groschen Lohn könne ein Geselle nur sehr kümmerlich subsistieren und der Arbeitszustand der Schneidergesellen sei weit precärer als der aller übrigen Gesellen.“ Der König befahl auch, die in einer weiteren Eingabe aufgeführten Beschwerden der Gesellen gründlich zu untersuchen. Als ihm dann Bericht erstattet wurde, gab er den Befehl, zur Vermeidung künftiger Vorgänge ähnlicher Art den Magistrat „ernstlich zu rektifizieren“; der Magistrat und die Altmeister seien bei der Abfassung des Reglements nicht mit der erforderlichen Umsicht zu Werke gegangen, die Beschwerden der Gesellen seien zum Teil berechtigt. Fürchterlich! Erst bestätigt der König das Reglement, dann verhängt er entsetzliche Strafen, weil die Betroffenen dagegen opponieren, um hinterher huldvollst zu erklären, die bestraften Opponenten sind im Recht.

Die Revision des Reglements scheint auch nicht ganz einfach gewesen zu sein. Am 16. September 1801 wurde die Kriegs- und Domänenkammer beauftragt, ein neues Gesellenreglement zu entwerfen und dem König zur Genehmigung einzureichen. Die Kammer ließ aber die Gesellen „stillschmoren“, und zwar so lange, daß selbst dem König die Geduld riß. Unter dem 23. Dezember 1801 mahnt er an, „die auffallende Verzögerung bestrebe ihn um so mehr, als die Sache doch mit keiner Schwierigkeit verbunden sei“. Trotzdem brauchte die Kriegs- und Domänenkammer noch Zeit bis weit in den Januar 1802 hinein, um das neue Reglement vorzulegen. Dieses hielt an der Lohnreduzierung auf 8 Groschen fest. Jedoch stellte es jedem Meister frei, sich mit seinen Gesellen über ihres Fleißes oder ihrer vorzüglichen Arbeit über eine Zulage ihres Vergütung zum Lohn zu verständigen. Damit war die Lohnbegrenzung nach oben, die den ganzen Streik veranlaßte, fortgefallen. Der Abwehrstreik der Berliner Schneider vor 125 Jahren endete also mit einem Erfolge. Friedrich Olk.

Rolltreppe, Leihhaus, Goldstücke

Pariser Bilder von Norbert Bachrach

Wer kennt sie nicht die Montmartre-Treppen mit ihrem melancholischen Begleiter, der Drahtseilbahn, deren Wagen abfahren, wenn sie wollen, und ankommen, wenn sie können. Diese Treppen, auf der Millionen wie auf einer Leiter aus dem Paradies in den Himmel steigen, soll verschwinden. Hier, wo sich Heiliges mit Profanem mischt, hier, wo man anfängt, den Charme von Paris zu verstehen, soll eine mechanische Rolltreppe ihren sonnigen Rücken krümmen. So haben es die bösen Stadtväter von Paris beschlossen.

Das ist nicht mehr Paris! Das ist New York, Chicago, Boston... Eine mechanische elektrische Rolltreppe wie in den großen Kaufhäusern. Die Freunde des Montmartre werden sie kaufen, wie man einen Meter schlechten Hemdenstoff erseht...

Das Handhaus (le mont de piété) oder wie man es volkstümlicher nennt „ma tante“ (meine Tante) vergrößert von Tag zu Tag seine Operationsbasis.

Bis in die letzten Jahre begnügte man sich, Edelsteine, Goldschmuck, Kleider und ähnliche Dinge dorthin zu tragen. Seit kurzem macht sich nun dort der schneidende Windzug der neuen Zeit bemerkbar. „Der Krach der Frankengazette“ ist auch am Pariser Handhaus nicht spurlos vorübergegangen. 8 elektrische Klaviere, 150 Schaukelstühle, 5 Speisezimmer, 30 Nähmaschinen und 13 Autos sind aus der Bankrottmasse des Schwindelkonzerns Martha Hanau eingeliefert worden. Bis auf die Autos konnte man alles unterbringen, bei den schweren Rolls Royces war man platt. Das war in der ganzen Praxis noch nicht vorgekommen.

Und nun hat der Verwalter des Mont de Piété beim Magistrat den Antrag gestellt, daß eine Großgarage für 700—800 Wagen gebaut werden müsse, damit man auch Kraftwagen beschlagnahmen könne.

Der 14. Juli und der 1. Januar haben das gemeinsam, daß das französische Proletariat an diesen beiden Tagen die Straße beherrscht. Die Bürgersteige der Boulevards sind mit Bubben, Luftkugeln und Kanonenschieß. Die Robbenbesitzer können sich nicht

her nur schwer entschließen, ihre Baracken abzureißen. Und da man sich gegen Polizeiverordnungen nicht kämpfen kann, geht man zum Präsidenten der Republik und bittet um verlängerten Atem. Jedesmal, wenn die 1. Januarwoche zu Ende geht, kommt eine Deputation des Vereins französischer Händler und Erfinder zur Frau des Präsidenten, damit sie auf ihren Gatten in ihrem Sinne einwirkt.

Das ging so alles seinen Gang bis zur Wahl des augenblicklich amtierenden Präsidenten Doumergue, der ein hartnäckiger Junggeselle geblieben ist.

Was haben nun die Kleinen Jahrmarttsbudenbesitzer gemacht? „Wenn der Präsident keine Frau nötig hat, haben auch wir keine nötig“, sagten sie sich verständigerweise. Und so unterbreiteten die „Bereinigten Kaufleute und Erfinder“ ihre Bitte dem Präsidenten selbst. „In der Hoffnung, daß der erste Bürger der Republik glücklich sein wird, zu beweisen, daß er ein Mann ist, der es nicht nötig hat, der Initiative einer Frau zu weichen, entbieten wir unseren Bürgergruß.“ Der Präsident war froh, daß ihm seine Volksgenossen so anständig aus der Patzche geholfen haben. Und er hat Gleiches mit Gleichem vergolten.

Es ist schon lange her, daß in Frankreich die Goldstücke aus dem Zahlungsverkehr verschwunden sind. Niemand mußte, wo die schönen blanken goldenen Louis geblieben waren, bis zum 25. Juni des vergangenen Jahres, dem gesetzlichen Stabilitätstermin des Franken. Da aber holte man sie aus den Strümpfen hervor und stand Schwanz an den Filialen der Bank von Frankreich, um die „aufgewerteten“ (fünftelcher Papierwert wurde bezahlt) Goldstücke, die außer Kurs gesetzt werden sollten, umzutauschen.

Jetzt wartet man auf die neuen Louisdor. Wenn alles gut geht, werden die dreieckigen zersetzten Papierscheine bald verschwinden. Der französische Kleinbürger wird am 1. April seine Bärle wieder mit Gold- und Silbermünzen füllen und sorgsam und wohl beglückt seine 100-, 20- und 10-Frankensstücke streicheln. Er hat wieder Geld. Papier ist hoch Papier und Louis ist Louis!

Als die Firma verkrachte

von Nathan Asch

Übertragung aus dem Amerikanischen von Hermynia Zur Mühlen. Copyright by Rütten & Loening, Frankfurt a. M.

(5. Fortsetzung.)

Er leuchtete, griff in die Tasche, zog einen Stoß Banknoten hervor und betrachtete sie. Da stand er geschrieben: George C. White, Präsident des Schachamles. John I. Glimmer, Schachmeister der Vereinigten Staaten.

Und jetzt nichts. War nichts. Ein Bankrotteur. Ein verdammter Bankrotteur. Seine Unterschrift ist wertlos. Von der wertvollsten hat sie sich in die allerwertloseste verwandelt.

„Hören Sie mich an, Herr Glimmer. Bedenken Sie doch, was wir verdienen könnten. Ihr Name ist ja der wertvollste der ganzen Welt. Alle werden zu uns kommen. Ihr Name wird ein Magnet sein. Sie brauchen nichts anderes tun als Ihren Namen unterschreiben. Und die Checks einstecken. Sie werden nicht mehr von Pöbeln oder Erneuerungen abhängig sein. Können sich ausruhen. Sie haben genug gearbeitet, müssen ruhen.“

Gott verdamme Read. Er hat ihm geglaubt. Hat immer allen geglaubt. Mike O'Connor, der politische Führer, hat einmal gesagt: „Nach Glimmers Ohren sind eine Million Dollar wert, aber für seinen Mund geb' ich keine zehn Cents.“

Jetzt hätte er schon Staatssekretär sein können.

Er kann nicht reden, kann nicht befehlen, kann nur zuhören und unterschreiben. Die wertvollste Unterschrift der Welt. Und jetzt — nichts.

„John, hör mich an. Die Mädchen sind ermüdet. Sie brauchen Kleider, Schuhe. Wir müssen ein gefälliges Leben führen. Die Mädchen müssen Leute kennenlernen, anfangen, uns heiraten zu denken. Weiss ich, ich bin doch nicht immer bei uns bleiben.“

Ober: „John, alle lachen dich aus. Du wirst nie Staatssekretär werden. Kannst es nicht. Bist nicht klug genug. John, mach doch endlich auf und sieh es ein. Du verstellst dich darauf, Befehle auszuführen. Aber das ist auch alles. Du kannst dich doch nicht dein Leben lang selbst täuschen.“

„John, du mußt dich ausruhen. Bedarfst wirklich dringend der Erholung. Herr Read sagt, du wirst überhaupt nichts zu tun haben. Wir könnten auf dem Land leben. Bäume, Gras, wir könnten einen schönen Garten haben, du könntest in ihm arbeiten. Wir brauchen keinen Gärtner. Stell dir vor, John, wie schön das wäre.“

„Ja, es wäre schön, sehr schön. Alles wäre schön, immer. Und ganz sicher. Und als er für das Amt kandidieren wollte, da hieß es: „Rein, John, warte noch. Du wirst später drankommen. Seht mich. Der Bock kann dich leiden.“

Und: „Seien Sie kein Narr, Glimmer. Sie werden sich alles verdienen. Wir werden schon einen angenehmen Posten für Sie finden.“ Angenehm, sicher, schön. Er hat nie etwas selbst unternommen. Hat nie den geraden Weg eingeschlagen. Immer nur durch andere. Und jetzt ist er erledigt. Fertig. Politisch und finanziell zugrunde gerichtet. Als er in die Wall-Street ging, verbrannte er hinter sich die Brücken. Sein Schritt hatte den politischen Untergang bedeutet. War das einzige gewesen, das ihm nie verziehen werden konnte.

Was kann er jetzt in der Wall-Street erreichen? Ein alter Bankrotteur ohne Kapital und ohne Name. Wer nimmt ihn? Worauf kann er sich berufen?

Ein alter Bankrotteur mit einer Frau und drei Töchtern. Henry fuhr vorsichtig, mit raschen Blicken nach links und nach rechts. Bisweilen zog er die Bremse an, und das Auto verlangsamte mit einem leisen Seufzer das Tempo. Schoß dann wieder vor. Herr Glimmer beobachtete Henrys Rücken und ahnte unwillkürlich dessen Bewegungen nach. Er wird sich nie an das Auto gewöhnen. So oft der Wagen plötzlich anhält, um einen Fußgänger nicht zu überfahren, fühlte er das Herz schmerzlich in der Kehle.

Pflichtig übermannte ihn die Mut. Wessen Schuld ist es? Wer hat es getan? Wer hat ihn gezwungen, seine Arbeit, seine angewohnte Arbeit aufzugeben, sich auf diesen Wahnsinn einzulassen? Wer zum Teufel hat es getan? — brüllte es in ihm auf.

Read? Immer wieder und wieder. Unermüdlich. Stets von den Vorteilen, den Profitten, der Ruhe redend. Er hat ihn gequält. Ihn belästigt.

„Bedenken Sie doch, Herr Glimmer...“ „Stellen Sie sich vor, Herr Glimmer...“ „Aber, Herr Glimmer...“ Bilder ausmalend, Gespinste webend.

Und er, ein Kind, ein Lamm, das zur Schlachtkamp geführt wird. Er, der immer so stolz auf seine Urteilskraft gewesen. ... Er war gefallen. ...

Und jetzt. ... Auch Read ist ruiniert. Aber Read ist jung, Read versteht sich aufs Geschäft. Für ihn ist der Bankrott etwas Selbstverständliches. Etwas, mit dem er bei seiner Laufbahn rechnen muß.

Aber er, Glimmer, ist anders. Seine Laufbahn ist zu Ende. Er kann nur noch rückwärts blicken. Mit Befriedigung oder mit tödlicher Angst, wie eben jetzt. Für ihn gibt es keine Zukunft. Einst ist er selbst gewesen, ist seinen Weg gegangen, hat sich ihn selbst gebahnt, hat fast sein Ziel erreicht. Dann aber ist er vom Wege abgewichen, ist nach einer anderen Richtung ausgeschritten, hat schließlich erkennen müssen, daß er für die anderen nichts weiter bedeutet hat als eine Stufe.

Langsam wurde ihm klar, daß nicht Read allein die Schuld daran trug, nicht er allein ihn dazu veranlaßt habe, das Schachamt zu verlassen und in die Wall-Street zu gehen. Read allein hätte dazu nie genügend Einfluß besessen. Er konnte ja Read und seinesgleichen. Hatte im Amt viele dieser Leute kennengelernt. Obgleich sie ihn immer hatten überreden wollen, sein Geld in das eine oder andere Unternehmen zu stecken, dieses oder jenes zu protegieren, so war es ihm doch stets gelungen, sie abzuschütteln. Er hatte von jeher allem Neuen gegenüber Verdacht empfunden. Verbarriere gerne auf vertrautem Boden, der nicht unter ihm zusammenzubrechen drohte.

Und dann plötzlich hatte er sich mit einem Menschen eingelassen, mit einem Menschen, zu dessen Vor schlägen er nie recht Vertrauen besessen. Er hatte sich bereit erklärt, seinen alten Beruf aufzugeben, etwas ganz Neues zu beginnen. Und hatte es auch getan.

Wessen Schuld war es? Wer war dafür verantwortlich?

Er erinnerte sich genau seiner Weigerung, als Read das erste Mal mit seinem Vorschlag an ihn herantreten war. Der ganze Plan schien bereits völlig fallen gelassen, da fing seine Frau davon zu reden an. Zuerst nur ganz unbestimmt, andeutungsweise, wie zufällig. Dann aber geradeheraus. Sie sprach von den Töchtern. Die Mädchen müssen heiraten; um gute Partien machen zu können, müssen sie die richtigen Männer kennenlernen. Deshalb muß auch die Familie eine gewisse gesellschaftliche Stellung einnehmen. Im Schachamt ist er ja doch nichts weiter als ein besetzter Angestellter. Ein Politiker, besonders ein kleiner, stellt nichts rechtes vor. Und seine Frau hatte es schon satt, die Gattin eines Angestellten zu sein. Sie wollte ihren Kreis vergrößern, jemand sein.

Glimmer begann bereits zu glauben, doch für alles seine Frau verantwortlich sei. Sie hatte ihn auf den Weg zum Ruin gestoßen, sie mit ihrer unerfährlichen Bier nach Vorwärtskommen. Er wollte gar nicht vorwärtskommen. War mit seinem Posten zufrieden, wollte seine eigenen Wege gehen. Er konnte genau seine Fähigkeiten und Fertigkeiten vor allen Dingen, denen er sich nicht gemachsen fühlte.

Aber die Frau wollte immer mehr und mehr, immer etwas Besseres, war nie zufrieden. Kaum hatten sie eine neue Wohnung bezogen, und sich an sie gewöhnt, so zog sie auch schon die Möglichkeit einer größeren, schöneren in Betracht. Und das gleiche galt von Autos, von Dienstboten, von allem.

Wälder Jory kam ihn an. Er ballte die Fäuste, daß die Nägel sich in sein Fleisch gruben, und biß sich auf die Lippen. Eine Weile sah er nichts. Eine schwarze Wolke schien in ihn einzubringen; er rang mit ihr. Diese schwarze Wolke war der Mißerfolg, seine Frau, Read, alles.

Im Auto sitzend, Henry am Steuerrod, heimfahrend, rang er mit der Rasse. Er kämpfte verzweifelt mit ihr, kämpfte um jeden Zoll Boden unter den Füßen. Kämpfte um sein Gleichgewicht. Ohne Gleichgewicht ist er nichts. Alles um ihn muß immer in Ordnung sein, er muß nur die Hand ausstrecken brauchen, um alles, das er benötigt, zu finden. Nun aber steht vor ihm das Nichts. Die Ohnmacht, die Verständnislosigkeit. Kann er dies nicht besiegen, so ist er verloren.

Er kommt nicht gegen den Feind auf. Fühlt, daß er niedergeworfen wird. Sich der Verzweiflung, dem Nichts ergibt. Alles zerfiel unter ihm. Die Sanddüne brach ein, der Organ verfiel ihm. Und er konnte nichts tun. Konnte nur still sitzen, zusehen, zusehen und denken. Denken.

WAS DER TAG BRINGT.

Baumwolle als Straßenbindemittel.

In Spartanburg in den Vereinigten Staaten hat man wertvolle Versuche gemacht, als Bindemittel für den Straßenbau — Baumwolle zu benutzen. Die Baumwolle, die mit Teer getränkt wird, ist ein wirksames Bindemittel, das gleichzeitig die zerstörenden Wirkungen des Regen- und Schneeswassers beträchtlich vermindert. Die erste Straße dieser Art war 500 Meter lang und wurde in Newberry County im November 1926 hergestellt. Im Juni 1928 wurde eine zweite, 1600 Meter lange Straße in Spartanburg auf die gleiche Weise hergestellt, da die Erfahrungen mit der ersten Straße außerordentlich günstig waren.

Ein Arzt, der sich selbst operiert.

Es gibt angeblich Spezialisten, die viele Male die gleiche Operation vornehmen. Die Handgriffe werden von ihnen gewissermaßen fast automatisch vollzogen. So kennt man z. B. Spezialisten für Blinddarmpoperationen oder Gallenblasen. Vor kurzem hat ein Chirurg in Hollywood, um die Wirkung einer isolierten Betäubung auszuprobieren, an sich selbst die Blinddarmpoperation gemacht. Seine Kollegen sollten nur eingreifen, wenn er sie darum bitten würde. Die Operation ging aber ohne Störung von Anfang bis zu Ende vor sich.



Freitag, 25. Januar.

Berlin.

- 16.00 Forschungsreisender Dr. A. W. Ado Baellier: „Die amerikanische Völkerstraße“. II.: Der mexikanische Kulturboden.
- 16.30 Unterhaltungsstück der Kapelle Emil Rodz.
- 17.00 Fremdsprachliche Vorträge: Französisch. O. Coisas, professeur de français: „D'une langue à l'autre“ (III.).
- 19.00 Dr. med. Gastav Muskat: Die wirtschaftliche Frage der Plattfußbehandlung.
- 19.30 Hans-Bredow-Schule, Politik: Prof. Dr. Ernst Jäckh: „Amerikanische Weltpolitik von Washington bis Nowy“ (VI.).
- 20.00 Abendunterhaltung. Mitwirkende: Manny Zener, Sopran, G. E. den Boer und L. van Boute (Akkordeon-Virtuosen).
- Anschließend: Übertragung der Unterhaltungsmusik aus dem Hotel Esplanade, ausgeführt von der Kapelle Barnabas von Odexy.
- 21.00 Schuldirektor Mayer: „Die Tragik des Alters im Berufsleben“.
- 21.30 Literatur der Gegenwart: Anna Seghers, I. Einführung: Dr. Monty Jacobs. — 2. Leseprobe: Alfred Biehl.

Königswusterhausen.

- 16.00 Rektor Spielhagen: Lehrbeispiel aus einer landlichen Arbeitsschule.
- 16.30 Übertragung des Nachmittagskonzertes Leipzig.
- 17.30 Peter Leistenhans: Das Recht der Angestellten und Arbeiter an ihren Erlöse.
- 18.00 Prof. Dr. Großmann: Chemie und Weltwirtschaft (III.).
- 18.30 Stud.-Rat Friebe: Lektor Mann: Englisch für Fortgeschrittene.
- 18.55 Ing. H. Behr: Werkmeisterlehrgang für Facharbeiter: Werkzeug (I.).
- 19.30 Wissenschaftlicher Vortrag für Tierärzte. Thema und Name des Dozenten werden in den tierärztlichen Fachzeitschriften bekanntgegeben.
- 19.40 Wissenschaftlicher Vortrag für Zahnärzte. Thema und Name des Dozenten werden in den zahnärztlichen Fachzeitschriften bekanntgegeben.

Ab 20.00 Übertragungs von Berlin.

Die schwarze Wolke ließ von ihm ab, und er erkannte, daß es wieder frei war. Frei wofür? Für ... nichts.

Ober doch für etwas? Ja, etwas kann er tun. Er kann es heimzahlen. Kann sich rächen. Vermag er sich selbst nicht zu helfen, so kann er doch anderen schaden, jenen anderen, die ihm geschadet haben.

Er dachte an Rache. Nicht gegen Read. Read hat ihm nichts angetan. Read hat nur für sich selbst gehandelt. Read ist etwas, dem er am Kreuzweg begegnet und mit dem er ein Stück gegangen ist. Rein, nicht Read soll leiden, sondern seine Frau. Sie hat ein Leben mit ihm verbracht. Sie hätte ihm helfen müssen, aber gerade sie hat ihn zugrunde gerichtet.

Langsam, überlegt, spann er Rachepläne gegen seine Frau. Sie muß fühlen, was sie ihm angetan hat. Muß leiden, wie er leidet. Muß die Qual der Ohnmacht kennenlernen. Muß vor sich sehen, was er sieht: das Nichts. Weder Gut, noch Böse, nur das Nichts. Sie muß gleich mit ihm in den Jähnen gegen etwas knirschen, das sie nicht kennt, gleich ihm einen unbekannten Feind anbellend und wissen, daß dieser Feind sie vernichten wird. Muß Leiden, Schmerz empfinden, heftigen Schmerz, langandauernde Qualen.

Wie er so diesen Gedanken nachhing, noch nicht recht wissend, was er tun würde, übermannte ihn jählings heftige Freude. Die Freude, doch etwas tun zu können. Die Freude an der Zerstörung. Im Geiste rief er die Frau in Stücke, zerriß an ihren Kernen, schürfte mit hysterischer Lust ihr Blut. Er wurde fast losfüchtig, seine Augen schweißten, ohne etwas zu sehen, nach allen Richtungen, ein Ausdruck sinnlosen Glücks erschien auf seinem Gesicht.

Wie ein General, der einen Entschluß gefaßt und über künftige Siege gejubelt hat, sich ermuntert, gelassen strategische Pläne entwirft, so beruhigte auch er sich, nahm alle Selbstbeherrschung zusammen und begann mit einem innerlichen Nüchtern Pläne zu schmieden.

Er konnte seine Frau gut, konnte auf einem vertrauten Gebiet operieren. Er wußte genau, wie sie ihn nach bestimmten Bemerkungen anblicken, was sie antwortete, ja sogar, was sie fühlen würde. Wenn er sie beiseite rief, ihr die Nachricht vom Bankrott mitteilt, so wird sie erblassen, sich jedoch rasch fassen, neue Pläne machen. Wird versuchen, zu retten, was zu retten ist, der Welt eine gefällige Miene zeigen.

Wartet er aber bis zum nächsten Morgen, da die Zeitung kommt, so ermöglicht er ihr, sich zu beruhigen, bevor sie Bekannte trifft. Und dann wird sie ihm vorwerfen, daß er es ihr nicht früher gesagt hat.

Nein, er muß sie überrumpeln, ihr die Nachricht ganz plötzlich, ganz ohne Vorbereitung mitteilen, zu einer Zeit, da der schwere Schlag sie vor anderen treffen und sie nicht wissen wird, was tun, oder was sagen.

Es fiel ihm ein, daß sie für diesen Abend Leute zum Diner geladen hatten. Fieberhaft wiederholte er bei sich ihre Namen, dachte darüber nach, ob sie finanzielle Beziehungen hatten, bereits etwas vom Bankrott wüßten und die Nachricht seiner Frau mitteilen könnten. Rein, er brauchte sich darüber keine Sorgen zu machen. Sie erwarteten ja nur den jungen Hauptmann Braken, den Besä unlangst kennengelernt hatte und der sich für sie und vielleicht noch mehr für einen Schwiegervater in der Wall-Street interessierte. Und auch die Schwester seiner Frau, die von seiner Frau begünstigt wurde, weil sie die bessere Partie gemacht hatte. Ein wahres Glück, daß die Schwägerin kommt. Das wird ihm ermöglichen, seine Frau tüchtig zu quälen.

(Fortsetzung folgt.)

Haben die Wikinger wirklich Amerika entdeckt?

Es mag den Amerikanern so letzten Endes gleich sein, ob ihre jetzige Heimat von Kolumbus oder noch früher von den Wikingern entdeckt worden ist; aber Dr. William Dunton Strong bezweifelt es noch, daß die Wikinger schon vor Kolumbus in Amerika gewesen seien. Wenn auch einige Wahrscheinlichkeiten vorhanden sei, daß die Wikinger auf ihren kühnen Fahrten bis nach Amerika gekommen seien, so könne man als Beweis dafür nicht etwa die angeblichen Ruinen von Wikingern hinterlassener Wohnstätten betrachten. Denn bei näherer Untersuchung hätten sich die den Wikingern zugeschriebenen Ruinen als Reste eines Eskimolagers erwiesen. Schon vor langer Zeit seien Eskimos nach Nordamerika gekommen und seien von dort dem Walfischfang nachgegangen. Ein solches Lager liege bei Rain an der Küste von Labrador auf der Sculpin-Insel; man habe hier auch nicht ein einziges Werkzeug gefunden, das auf nordischen Ursprung deutete, dafür aber andere Gegenstände, die wie die ganze Anlage der Ruinen auf Eskimos weise.

Sie wollte ihr Geld wiederhaben.

Als ein Eisenbahnzug den Bahnhof Banbury in England verließ, wurde er eine kurze Strecke dahinter durch Ziehen der Notbremse zum Stehen gebracht. Es stellte sich heraus, daß eine Frau die Notbremse gezogen hatte. Was war geschehen? Hatte sie ihr Kind auf dem Bahnhof vergessen? Hatte jemand ein Attentat auf sie verübt? Nichts von alledem. Sie hatte sich auf dem Bahnhof ein Pfund Äpfel gekauft und dem Jungen einen Fünftzger in die Hand gedrückt, und der Bengel hatte sich mit der Herausgabe des Wechselgeldes nicht genügend beeilt, um die peinlich genau kalkulierende Dame noch vor Abfahrt des Zuges zu erreichen. Der Zugführer soll nach Feststellung dieses Tatbestandes nicht sehr höflich gewesen sein.

Wie die Alten sangen, ...

Der Magistrat von Friedeberg (Neumark) verschaffte sich eine gute Einnahmequelle durch Aufstellung von uniformierten Ordnungshütern an den verkehrsreichen Chausseen, die mit der Stappuhr die Geschwindigkeit der Automobile kontrollieren ließ. Die tägliche Einnahme der Strafgebühren soll den schwachen Stadtsäckel tüchtig auf die Beine gebracht haben.

Zum großen Leidwesen der Stadtörter hörte plötzlich aus unerklärlichen Gründen die Autoroferei und damit die nette Einnahme auf. Bei genaueren Nachforschungen zeigte sich, daß die Friedeburger Jungen sich Kilometerweit vor der Stadt an den Chausseen postiert hatten, mit roten Fahnen die Kraftwagen zum Halten veranlaßten und die Führer vor der Geschäftstüchtigkeit ihrer Wägen warnen. Die reichlich fließenden Besoldungen haben dann das Taschengeld der Friedeburger Sprößlinge erheblich erhöht.

Mestorinos Auto — eine Reliquie.

Der Pariser Juwelier Mestorino ist wegen Ermordung seines Geschäftsfreundes Trufene zum Bagno verurteilt worden. So ward sein Auto, in dem er die Leiche des Ermordeten fortgeschafft hatte, um sie dem Feuer zu übergeben, herrenlos. Vor einigen Tagen wurde es versteigert. Sein normaler Preis betrug nicht mehr als 6000 Franken. Es war ja aber keine gewöhnliche Auto, sondern ein Nordauts. Wie erziele es einen Liebhaberpreis. Ganze 10100 Franken. Vielleicht hat der Kollektionär das Glück, bei günstiger Gelegenheit noch weitere Nordautos in seinem Besitz zu bringen.

